

JOURNAL

unabhängig | unerschrocken | kompromisslos

FRANZ WEBER

Juli | August | September 2012 | Nr 101 | AZB/P.P. Journal 1820 Montreux 1



**Für ein Ende
des Stierkampfes**

Der grosse Report

4

**Schweizer Milch
und Regenwald**

12

**Hungersnot
durch Bientod**

17

www.ffw.ch



Zugunsten der Tiere und der Natur



Unsere Arbeit

ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Die Tätigkeit der FFW wird durch die Überzeugung motiviert, dass auch die Tiervölker als Teile der Schöpfung ein Anrecht auf Existenz und Entfaltung in einem dafür geeigneten Lebensraum haben, und dass auch das einzelne Tier als empfindendes Wesen einen Wert und eine Würde besitzt, die der Mensch nicht missachten darf. In ihren Schutz- und Rettungskampagnen für unversehrte Landschaften und verfolgte und gequälte Tiere ist die Stiftung unermüdlich bestrebt, immer wieder die Verantwortung des Menschen für die Natur zu wecken und den Tieren und Tiervölkern in der menschlichen Rechtsordnung eine Stellung zu verschaffen, die ihnen Schutz, Recht und Überleben sichert.

Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung

Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.



*Wenn alle Stricke reissen, wenn alles
vergeblich scheint, wenn man verzweifeln
möchte über die Zerstörung der Natur und das
Elend der gequälten und verfolgten Tiere,
dann kann man sich immer noch an die
Fondation Franz Weber wenden.*

*Sie hilft oft mit Erfolg auch in scheinbar
hoffnungslosen Fällen ...*

Helfen Sie uns, damit wir weiter helfen können!

Spendenkonto SCHWEIZ: Landolt & Cie., Banquiers, Chemin de Roseneck 6, 1006 Lausanne, PC 10-1260-7

Konto Fondation Franz Weber IBAN CH76 0876 8002 3045 0000 3 oder

Postscheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux, IBAN CH31 0900 0000 1800 61173

DEUTSCHLAND: Raiffeisenbank Kaisersesch, Postfach, D-56759 Kaisersesch, Konto FFW Nr. 163467, BLZ 570 691 44, BIC GENODED1KAI, IBAN DE41 5706 9144 0000 1634 67

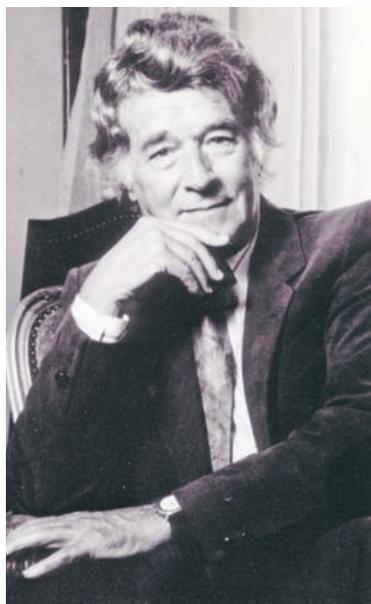
Bitte bevorzugen Sie das E-Banking www.ffw.ch

Editorial

Franz Weber

Umweltaktivist, Herausgeber, Chefredaktor

Liebe Leserinnen, liebe Leser



Ein Leben lang bin ich meinen Weg gegangen und habe meine Meinung als demokratisches Grundrecht vertreten, ohne mich vom Urteil anderer beugen zu lassen. Logisch also, dass mir meine Aktionen, Initiativen und Ideen neben Zustimmung und Anerkennung auch Feindschaft und Verfolgung gebracht haben. Bis heute. Logisch daher aus aktuellem Anlass auch, dass eine gewisse politisch-korrekte Meinungsmacher-Meute mich wieder einmal genüsslich zerreisst. Warum?

Weil ich öffentlich zu sagen wage, was viele schon lange denken: «In eine Wohnung mögen nicht unbe-

grenzt viele Leute rein.» Das gilt auch für ein Land. Auch für die Schweiz. Daher begrüsse ich die Ecopop-Initiative, die ein bedrohliches Problem auf zivilisierte und weitsichtige Art angeht. Ich stehe dazu, auch wenn mich jetzt gewisse ökonomische und pseudo-humanistische Kreise zum schwarzen Schaf, zum Rassisten oder gar zum Fremdenfeind stempeln möchten. Mit meinen 85 Jahren habe ich längst gelernt, über solche Stürme im Wasserglas zu lachen. Die Problematik hingegen, welche die Ecopop-Initiative (Seiten 10 und 11) mit Mut angeht, ist nicht zum Lachen. Sie erschüttert unser Land schon jetzt in seinen Grundfesten. Umso wichtiger, dass diese Initiative vors Volk kommt.

Ihr Franz Weber

Leitbild JFW

Unerschrocken, Unabhängig, kompromisslos in der Verteidigung der Wahrheit und spannend !

Das JOURNAL FRANZ WEBER steht an vorderster Front für Tierschutz, Naturschutz und Heimatschutz, wie seine Herausgeberin, die Fondation Franz Weber.

Das JOURNAL FRANZ WEBER geht aber noch weiter und greift Themen auf, die sonst niemand anrührt. Es beleuchtet die andere Seite der Gesellschaft, der Politik, der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Spiritualität.

Das Journal stellt Fragen, unbequeme, provozierende, «naive».

Es rüttelt auf, schaut hinter Kulissen und Fassaden, regt zur Weitsicht und zum Nachdenken an, kann auch schockieren, wie alles wirklich Antikonformistische.

Als Leser oder Leserin des Journals sind Sie offenen Geistes. Sie sind bereit, Dinge zu lesen, die Sie sonst nirgends lesen, die Sie aufwühlen, die Sie mitreissen, die Sie zur Meditation oder zum Handeln inspirieren.

Das JOURNAL FRANZ WEBER ist ein Treffpunkt der freien Meinungen, eine Plattform des Dialogs par excellence.

Tiere

- Für ein Ende des Stierkampfs** Der grosse Report >> 48
- Bedrohtes Kulturgut** Alte Haustierrassen >> 15
- Hungersnot durch Bienentod?** >> 17
- Argentinische Müllpferde** Der Neubeginn beginnt >> 21
- Galizische Pferde in Not** Hilfe der FFW >> 23
- Singvögel in Katalonien** >> 25
- Wildpferdeparadies der FFW in Australien** >> 26

Schweiz

- Der Geist Franz Webers im Engadin** Trotz Baudruck >>7
- Stopp dem Überbauungswahn** Ecopop-Initiative >> 10

Natur

- Schweizer Milch und Regenwald** >>12
- Giessbachgebiet** Die Magie der Bäume >> 19

Gesellschaft

- Die kleine Ecke, die niemand liest** >> 28
- Die Leser haben das Wort** >> 31
- Vor 50 Jahren in Paris** >> 34

Impressum

Herausgeber: Franz Weber für die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra

Chefredaktor: Franz Weber

Redaktion: Judith Weber, Walter Fürsprech, Vera Weber, Alika Lindbergh

Druck: Ringier Print Adligenswil AG

Layout: Fabian Dreher, Ringier Print Adligenswil AG, Vera Weber

Redaktion und Administration: Journal Franz Weber, case postale, CH-1820 Montreux (Schweiz),

e-mail: ffw@ffw.ch, www.ffw.ch, Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37. Fax: 021 964 57 36.

Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements, case postale, 1820 Montreux.

Tel. 021 964 24 24 oder 964 37 37

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Spendenkonto:

Banque Landolt & CIE, 6, rue du Lion d'Or, CH-1003 Lausanne
oder

Postcheck-Konto No 18-6117-3, Fondation FRANZ WEBER, 1820 Montreux
IBAN CH31 0900 0000 1800 6117 3

Der grosse Stierkampf-Report

Unsere Bewegung wird zum Roten Tuch für die Stierkampf-Lobby



Heute eine unwiderlegbare Tatsache: Stierkämpfe widersprechen der Moral unserer Zeit.

(Bilder FFW)

Wo die Stierkampf-Gegner gegen die mächtige Stierkampf-Lobby in die Arena steigen, um den Kampf gegen die grausame Corrida auszufechten, gewinnen sie an Boden. Das macht sie zum roten Tuch für die mit allen Mitteln agierenden Stierkampfanhänger. Doch die Waagschale neigt sich zu unseren Gunsten.

■ **Leonardo Anselmi ***

Wie bei einem Schachspiel haben sich rund um das Stierkampfverbot in Katalonien viele Figuren über das Schachbrett bewegt; sie haben ihre Positionen und auch das Endergebnis verändert. Katalonien ist zum Brennpunkt internationaler Aufmerksamkeit geworden. Die Politiker aus Ländern, in denen Stierkampf noch erlaubt ist, blicken auf die autonome spanische Provinz. Bislang wagten

viele Politiker nicht, ihr Mitgefühl für die Stiere offenzulegen. Doch sie nehmen den Vormarsch und die Unterstützung der Gesellschaft gegen den Stierkampf wahr – und die daraus resultierenden Gesetzesänderungen. Nun ergreifen sie selber konkrete Massnahmen.

Entsprechend muss ihnen klar sein, dass solche Massnahmen sich auf die individuelle Entscheidungsfreiheit auswirken.

Auf die Freiheit jedes einzelnen, sich für den Besuch eines Stierkampfes oder dagegen zu entscheiden. Ein politischer Beschluss über das Fortbestehen dieser grausamen Gewaltvorführungen wird also zur sozialen und moralischen Entscheidung. Denn nach einem solchen demokratisch gefällten Beschluss ist dem einzelnen Bürger die Freiheit genommen, sich noch für oder gegen den Besuch eines Stierkampfes zu entscheiden. Katalonien hat den Anfang gemacht. Von den demokratisch gewählten Parlamenten wurde die Abschaffung des Stierkampfes gefordert. Mit Erfolg. Von der persönlichen Angelegenheit ist sie zur weltweiten Regierungsangelegenheit geworden.

Chefsache

Naheliegender also, dass die Stierkampfanhänger das Argument der «persönlichen Entscheidungsfreiheit» benutzen werden, um den Stierkampf zu verteidigen. Doch der Missbrauch dieses Argumentes darf unsere demokratische, ethische und soziale Denkweise erst gar nicht erschüttern. An dieser wichtigen Aufgabe arbeiten wir als Teil unserer politischen Lobbyarbeit. Vieles war in früheren Epochen erlaubt, bis es Zeitgeist und Moral der jeweiligen Zeit nicht mehr zuliesse und es verboten. Ansonsten wären Folter und Hexenverbrennungen in Europa bis heute an der Tagesordnung.

In Spanien und in allen Ländern, in denen wir an der Abschaffung des Stierkampfes arbeiten, waren Hundekämpfe jahrhundertlang legal. Heute aber erscheint der Gedanke, dass das Verbot dieser Kämpfe die individuelle Freiheit in irgendeiner Weise beeinträchtigt, absurd. Doch bei der Einführung des Verbots, Tiere im Rahmen öffentlicher Veranstaltungen zu quälen und zu töten, behielt sich das Gesetz eine besondere Ausnahme vor: Stiere durften weiterhin behandelt werden, als wären sie keine Tiere.

Genau diese Ausnahme zeigt daher unwiderlegbar: Stierkämpfe widersprechen der Moral unserer Zeit. Ab dem Zeitpunkt also, wo sich der Wille der Volksmehrheit gegen das legale Fortbestehen eines Vorgehens richtet, spä-



Corrida-Stiere: Hochsensible, leidensfähige Kreaturen

testens dann müssen Politiker und Gesetzgeber diesen Willen als Auftrag des Volkes annehmen und erfüllen, also gesetzlich umsetzen. Individuelle Freiheiten müssen sich grundsätzlich danach richten, was die Gesellschaft als gut oder schlecht empfindet; jenseits der Grenze des Akzeptablen hat es in der Öffentlichkeit keinen Platz für sie. Andernfalls wäre kein Parlament, kein Senat und kein Kongress sinnvoll. Ein Beispiel hierfür kann auch das in Spanien fortschrittlich angewandte Rauchverbot in öffentlichen Lokalen sein.

Corrida: Saat der Gewalt

Ebenso wichtig: das Prinzip der individuellen Freiheit ist relativ. Schopenhauer sagte: «Der Mensch kann zwar tun, was er will, aber er kann nicht wollen, was er will.» Dieser Gedanke des Philosophen bringt uns dem Einfluss der «Kultur» oder «Tradition» in ihrer soziologischen Bedeutung näher: als gedankenloses Wiederholen von Handlungen, die schon vor unserer Zeit von

anderen ebenso ausgeführt wurden. So gesehen hatten die wenigsten der heutigen Stierkampfanhänger die Möglichkeit, sich gegen den Stierkampf zu entscheiden. Je mehr wir verstehen, welche Macht kultureller Einfluss und traditionelle Prägung haben, desto mehr verstehen wir die Unfähigkeit gewisser Menschen, zu erkennen, dass ihr Geschmack, ihre Leidenschaft absolut unzeitgemäss und grausam ist. Und vielmehr noch begreifen wir ihre Unfähigkeit, die gefährliche Signalwirkung des Stierkampfs zu begreifen. Nämlich, dass sich alles, was die Corrida ausmacht, direkt auf unsere Gesellschaft auswirkt, weil es dazu führt, dass wir Gewalt als etwas Normales, ja Bejubelenswertes ansehen.

Dies ist auch genau der Grund, weshalb wir von der Fondation Franz Weber (FFW) die Kampagne Kindheit ohne Gewalt ins Leben gerufen haben. Deren Ziel ist es, auch auf legislativer Ebene mit der Übertragung der Unbewusstheit von Generati-

on zu Generation Schluss zu machen. Konkret: Stierkampfschulen (in denen Kindern beigebracht wird, Tiere zu quälen), Fernsehübertragungen von Stierkämpfen und der Zutritt von Minderjährigen in Stierkampfarenen sind zu verbieten.

Grosse Fortschritte

Die erfreuliche Nachricht ist, dass diese Strategie weltweit bedeutsame Fortschritte macht. In Peru wurde ein dahingehender Gesetzesentwurf im ganzen Land vorgestellt. Nachdem die Kulturkommission bereits positiv darüber abgestimmt hat, wird er derzeit in der Familienkommission behandelt. Wir erwarten noch dieses Jahr das Endergebnis. Fällt es positiv aus, wird jeglicher Kontakt von unter 18-jährigen mit allem, was den Stierkampf betrifft, verboten. In der autonomen spanischen Provinz Galizien ist die erste Kommissionsabstimmung zum selben Thema bereits gewonnen; in Kürze folgt die Endabstimmung. Mehr noch: in ganz Spanien haben die öffentlichen Sender ihr Veto gegen die Übertragungen von Stierkampfveranstaltungen eingelegt. Die FFW hat diese Entscheidung im Voraus mittels informativer Dossiers unterstützt, welche an alle Ab-

geordneten und Senatoren geschickt wurden, die an diesem Prozess teilhatten.

In Venezuela wurde das Eintrittsverbot für Minderjährige bereits in drei der sieben Departemente, wo der Stierkampf noch erlaubt ist, erreicht. Ecuador hat den Einlass von Kindern unter zwölf Jahren in die Stierkampfarenen verboten. Derzeit arbeiten wir daran, dass dieses Alter auf 18 angehoben wird. In Kolumbien befindet sich der Gesetzesentwurf in der Vernehmlassung des Senats.

Städte mit gutem Beispiel

Die kolumbianische Hauptstadt Bogotá hat die Erlaubnis zur Durchführung von Stierkämpfen auf der Plaza de Toros für 2012 aufgehoben. Ein historischer Entscheid – und das perfekte Ausgangsszenario, um nächstes Jahr ein endgültiges Verbot durchzusetzen. Zum ersten Mal seit 1933 werden in Bogotá keine Stierkämpfe während der Feiertage abgehalten. In Medellín konnten Mitte August mehrere Festveranstaltungen, die auch Stierkämpfe vorsahen, verhindert werden. In Zusammenarbeit mit der Plattform ALTO («Animales Libre de Tortura», deren Gründer wir sind) treiben wir in Kolumbien ein nationales Gesetz voran mit dem Ziel, ein absolutes Verbot von

Das weltweite Ringen

Mittlerweile ist ein weltweiter Kampf entbrannt zwischen einer globalisierten, gut organisierten Stierkampf-Lobby und der sich festigenden Gegenbewegung. Nebst dem Argument der individuellen Entscheidungsfreiheit, benutzt die Stierkampf-Lobby eine weitere ungerechtfertigte Waffe: Stichwort «Kulturgut». Die Stierkampf-Lobbyisten haben sich sogar dazu verstiegen, für ihre Kampagnen das Unesco-Label, welches für «WeltkulturErbe» steht, zu missbrauchen. Nun ist die Unesco dank Intervention der Fondation Franz Weber eingeschritten: sie hat die Stierkampf-Lobby verpflichtet, das Unesco-Logo von allen Webseiten und aus allen Stierkampfzeitschriften jeglicher Art zu entfernen und weder Namen noch Label weiter zu benutzen. Die Lobby musste deswegen sogar die Domain ihrer Kampagnen-Webseite ändern. Ein Sieg der FFW über die mächtige Stierkampf-Lobby.

Stierkämpfen in dem lateinamerikanischen Land durchzusetzen.

Derweil hat in Peru die Provinz Concepción vor wenigen Monaten Stierkämpfe im gesamten Provinzgebiet abgeschafft. Vor einigen Wochen hat auch der Stadtrat von Teocelo, Provinz Veracruz in Mexiko, ein Stierkampf-Verbot erlassen. Der Bürgermeister, ein Unterstützer der Tierschutzbewegung, hat entschieden, dass keine Veranstaltungen mit Tieren mehr in seiner Stadt stattfinden sollen. Ebenso beschloss der Bürgermeister der mexikanischen Stadt Cholula, den grausamen Stier- und Hahnenkämpfen ein Ende zu setzen.

Verpönte Kniefall

In Ecuador ist die Situation etwas komplexer. Gerade dort setzen wir uns besonders intensiv für einen Umschwung ein. Denn die Ecuadorianer hatten 2011 anlässlich einer nationalen Volksabstimmung eine Frage zu beantworten: «Sind Sie einverstanden, dass in Ihrer Provinz Veranstaltungen verboten werden, deren Zweck die Tötung von Tieren ist?» Das Volk sagte Ja, auch in der Hauptstadt Quito. Doch der Stadtrat von Quito hat sich dem Druck der Stierkampf-Lobby gebeugt. Corridas finden immer noch statt, mit dem unbedeutenden Unterschied, dass die gepeinigten Tiere nicht mehr öffentlich in der Arena, sondern nun hinter «verschlossenen Türen» hingerrichtet werden. Diesen unakzeptablen Kniefall bekämpft die FFW nun mit juristischen Mitteln, gemeinsam mit Organisationen vor Ort. Der Stadtrat von Quito wird sich vor dem Verfassungsgericht rechtfertigen müssen.

Zusätzlich zum diplomatischen Wirken arbeiten wir von der FFW mit Gruppen aus all



Menschen schmücken die Stierkampf-Arena vom Bogotá für einen kulturellen Anlass.

den erwähnten Ländern zusammen und beraten diese. In den letzten zwei Jahren haben wir mehr Fortschritte gemacht als in der gesamten Geschichte der Bewegung zuvor. Aber noch ist die Stierkampf-Lobby mächtig und einflussreich. Doch jeden Tag sind wir besser vorbereitet; jeden Tag beeinflussen unsere Argumente Politik und Gesellschaft mehr. Wir haben Zeit, Zeitgeist und Moral auf unserer Seite, folgen unserer Überzeugung, dem inneren Kompass. Denn wir wissen: gemeinsam können wir, die Aktivisten und Sympathisanten der FFW, eine unbeschreibliche, anachronistische Barbarei beenden. Die Stierkämpfe werden nicht von heute auf morgen abgeschafft. Aber bald. Und wir werden nicht nur Zeugen in diesem Prozess sein, sondern die Hauptakteure.

* *Leonardo Anselmi ist Tierschutzbeauftragter der Fondation Franz Weber für Spanien und Lateinamerika.*



Tierfolter: bald aus dem spanischen Fernsehen verbannt?

Erfolge in Iberien

In der Stadt San Sebastián im spanischen Baskenland hat der Bürgermeister ebenfalls Mitte August angekündigt, dass dieses Jahr in San Sebastian die letzten Stierkämpfe stattfinden. Wir erwarten in Kürze seine Bestätigung.

Im Vergleich zum Jahr 2008 werden heute in Spanien 50 Prozent weniger Stierkämpfe abgehalten. In der autonomen Region Galizien führen nur noch wenige Dörfer und zwei Städte Stierkämpfe durch. In einer dieser Städte, A Coruña, hat die FFW aktuell eine Kampagne gestartet. Gefordert wird ein Referendum gegen Subventionen an die Stierkampfindustrie. Angesichts der spanischen Meinungs- und Finanzlage stehen die Erfolgchancen auch hier gut, dass die grausamen Corrida-Anlässe im Jahre 2012 tatsächlich auch in A Coruña zum letzten Mal stattfinden. ■

Trotz Baudruck schwebt im Engadin noch der Geist Franz Webers



Hier fing alles an, in der weltberühmten, von Nietzsche besungenen Oberengadiner Seenlandschaft.

Bild FFW

Eine Reportage aus dem „schönsten Hochtal der Welt“ zeigt die Auswüchse des Zweitwohnungswahns, aber auch die Früchte des Engagements kluger, weit-sichtiger und beherzter Menschen: Unersetzliche Landschaften, die bis heute vor Immobilienspekulation und Bauwahn bewahrt geblieben sind.

■ **Hans Peter Roth**

Die Strasse rumpelt. Schon wird wieder der Belag erneuert. «Nach wenigen Jahren», sagt Robert Obrist am Steuer und schüttelt den Kopf. «Unsinnig.» Offensichtlich hat St. Moritz nach wie vor Geld; viel Geld. Dann wird die Umgebung auf der Fahrt vom Nobelort in Richtung Malojapass rasch grün. Das Panorama ist majestätisch. – «Und das Tal weniger verbaut, als ich dachte», meine ich zum St. Moritzer Architekten am Steuer.

«Zum einen trägt das, wenn man sieht, was im Oberengadin in den letzten Jahren geschehen ist», entgegnet er. «Zum anderen haben verschiedene Vorstösse und Initiativen hier oben in den letzten Jahren und Jahrzehnten halt doch Früchte getragen. Gottseidank.»

Am Anfang war der Schwur von Surlej

Dem Champfèrersee (Lej da Champfèr) entlang erreichen

wir Silvaplana. Auf der See-seite der Via Chantunela ist das Land unverbaut. Der Blick geht in Richtung Surlej, der anmutigen Ebene, die den Champfèrersee vom Silvaplannersee trennt – ebenfalls weitgehend unverbaut. Hier fing alles an. Vor bald 50 Jahren. 1965 plante ein Konsortium von Bauunternehmern, den kaum 30 Seelen zählenden Flecken Surlej in der weltberühmten, von Nietzsche besungenen Oberengadiner Seenlandschaft in eine Retortenstadt für 25'000 Einwohner zu verwandeln. Als der damals in Paris wirkende Journalist Franz Weber, auf der Rückreise von einem Urlaub in Italien, von den naturfrevlerischen Monsterplänen erfuhr, gründete er

an Ort und Stelle die Schutzvereinigung «Pro Surlej» und setzte sieben Jahre lang im Inland und Ausland «Himmel und Hölle» in Bewegung, um Surlej, den «schönsten Ort im schönsten Hochtal der Welt» den «Baulöwen», wie er sagt, zu entreissen. Weltbekannt wurde seine Taktik, mit kleinen, aber strategisch nicht zu schlagenden Grundstückkäufen die Promoter an der baulichen Erschliessung kostbarer Landschaften zu hindern. Den Sieg erringt Franz Weber nach siebenjährigem ununterbrochenem Kampf: die Bündner Regierung spricht 1972 die berühmte Schutzverordnung für die Oberengadiner Seenlandschaft aus. So steht die gesamte Seenlandschaft von St. Moritz bis Malo-



Leerstehendes Opfer der Spekulation: Maloya Kulm

Bilder HP Roth

ja seit nunmehr 40 Jahren unter Schutz.

Erfolgreicher Umwelt-Pioniergeist

Dieser erfolgreiche Umwelt-Pioniergeist der ersten Stunde hat konkrete Bezüge zur Gegenwart. «Was die Initiativen Franz Webers erreicht haben, ist für uns im Oberengadin, aber natürlich auch schweizweit sehr wichtig», meint Robert Obrist und spricht damit auch klar die angenommene nationale Zweit-

wohnungsinitiative an. «Ich bin sehr erfreut über deren Annahme. Hier ist es wirklich extrem wichtig, dass sich etwas tut, denn wir sind recht eigentlich fremdbestimmt von Fremdgeld, das in Form von Zweitwohnungen hier parkiert wird.»

Auf dem Malojapass zeigt Robert Obrist auf das Hotel Maloya Kulm. Ein stattlicher Bau in einer stattlichen Landschaft – und ein Trauerspiel. Die Farbe blättert, der Verputz bröckelt. Das fast 400-jährige Ge-

bäude – eine Ruine an bester Lage. Wie ist das möglich? Der kritische Architekt erklärt: «Gerade wegen der Preisspirale im Sog der Bodenspekulation verkommt diese Liegenschaft.» Gastronomie kann über Generationen als Familienunternehmen erfolgreich geführt werden. «Auch heute noch, wenn es mit Herzblut geschieht. Aber mit dem andauernden Immobilienboom im Oberengadin und der damit verbundenen Bodenspekulation explodieren die Lie-

genschaftspreise, so wie hier. Vielerorts im Oberengadin haben sich Liegenschaftswerte innerhalb von 12 Jahren verdoppelt.» Irgendwann sind die Angebote für Objekte wie ein Maloya Kulm dann so hoch, dass fast jeder Eigentümer schwach wird. Immerhin kann man so über Nacht zum Millionär werden, ohne einen Finger zu rühren.

Verlottert an bester Lage

Und die Bodenpreise steigen weiter. Kein Wunder also, wol-



Geschlossen, trotz perfekter Lage: Hotel Maloya Kulm



Viel parkiertes Fremdgeld. Zweitwohnungen in Surlej

len hier alle in Liegenschaften investieren und bauen. «100 Prozent Rendite in 12 Jahren? Da darf der enorme Baudruck auf die Landschaft nicht verwundern», führt Robert Obrist auf dem verlassenem Gelände vor dem Maloya Kulm weiter aus. Ist die Verlockung auch für Eigentümer mit viel Herzblut zu gross geworden, verkaufen sie; das Lokal wird erst einmal geschlossen. So wie hier. Die neuen Eigentümer wollen schnelles Geld, haben hochtrabende Pläne, beispielsweise, das Maloya Kulm in ein Wellness-Resort zu verwandeln. Doch beim Abwägen des Budgets gegen die Rendite kommt die Ernüchterung. Die Millioneninvestitionen für Kauf, Umbau und Erneuerung lassen sich mit dem Resort nicht amortisieren. Man hat sich verkalkuliert und lässt das Projekt fallen, noch bevor es begonnen ist. Die Liegenschaft wird an den nächsten Meistbietenden verkauft. Nun beginnt das Szenario von neuem. Nicht selten bleibt ein Lokal so über Jahre trotz guter Lage geschlossen. Ein Teufelskreis. Paradox: «Ist die Nachfrage einmal so gross, dass fast jeder Preis bezahlt wird, dann können gerade deswegen Immobilien auch an begehrtester Lage verlottern.» Auf der Fahrt zurück in Rich-

tung St. Moritz biegen wir in Silvaplana rechts ab auf die Via da Surlej. Surlej ist heute kein 30-Seelen-Weiler mehr. Zwar ist die bauliche Expansion hier eng beschränkt. Trotzdem hat es gereicht, das Dorf an der Talstation der Corvatschbahn in einen mit Zweitwohnungsbauten überstellten leblosen Ort zu verwandeln. Das bekannte Bild: geschlossene Fensterläden allenthalben. Am unteren Ende ein riesiger, mehrstufiger Parkplatz, auch in der Hochsaison kaum genutzt. Dessen ungeachtet ist weiter oben, direkt neben der Talstation der Corvatschbahn, ein neuer Grossparkplatz aus dem Boden gestampft worden.

Parkiertes Fremdgeld

Robert Obrist macht eine ausladende Armbewegung über die Häuser hinweg. «Ich behaupte, zu über 50 Prozent ist in diesen Anlagen Fremdgeld parkiert.» Der Mann, der während 15 Mitglied der Kantonalen Natur- und Heimatschutzkommission Graubünden war, erklärt den Mechanismus dahinter. Die Wertsteigerung von Immobilien sei in den letzten zehn Jahren viel grösser gewesen als die von Börsenwerten. «Vor allem bei den Zweitwohnungen. Das sind ideale Anla-

gen, um Schwarz- oder Graugeld in der Landschaft zu parkieren. Zumal auf der Gemeinde niemand fragt, mit was für Geschäften das Geld verdient wurde, mit dem die Kunden bezahlen, um auf die grüne Wiese zu bauen.»

Kommt hinzu, dass sich Zweitwohnungen nicht wie der Wert gewisser Börsenpapiere einfach in Luft auflösen können. Sie sind ein realer Festwert, in welchem der Anleger (oder Geldwäscher) auch noch einige Wochen kostenlos Urlaub machen kann. Allerdings gibt es auch Eigentümer, die ihre Zweitwohnung gar nie aufsuchen. «So kann es in gewissen Oberengadiner Orten durchaus zum Rätselraten kommen, wem nun eine Zweitwohnung überhaupt gehört», erklärt Robert Obrist auf der Weiterfahrt in Richtung Celerina mit schiefem Lächeln.

Entkernte Ortskerne

Mitten im Dorfkern von Celerina führt mich der Architekt und ehemalige Kreisrat zu zwei grossen historischen Gebäuden und zeigt ein weiteres Dilemma auf. Beide Gebäude, ein grosses Doppelhaus und eine Scheune, sind von reichen Schweizern gekauft worden. Ein Glück für die Bausubstanz. Diese ist so äusserlich und auch innerlich gut erhalten geblieben. «Ander, wenn Spekulanten ein solches Objekt kaufen, um möglichst viele einzelne Zweitwohnungen darin einzurichten. Dann kann es zur völligen Entkernung kommen. Die ganze historische Bausubstanz geht verloren. Das kann nicht im Sinn des Heimatschutzes sein.»

So oder so sterben die Ortskerne, wie überhaupt ganze Ortschaften infolge des hohen Zweitwohnungsanteils saisonal mehr und mehr aus.

Robert Obrist fürchtet, dass dieser Trend im Oberengadin noch weiter anhält, trotz der erfolgreichen Zweitwohnungsinitiative. Denn die auf 1. September 2012 in Kraft gesetzte Übergangsverordnung des Bundesrats wurde so abgeschwächt, dass sie die Umnutzung von Erstwohnungen zu Zweitwohnungen weiterhin zulässt, wenn sie mit einem Wegzug oder Erbgang zusammenhängt.

«Alles ist möglich»

Dennoch bleibt die vom Schweizervolk angenommene Zweitwohnungsinitiative der wichtigste Meilenstein. Sie feierte auch im Oberengadin einen Achtungserfolg. «Immerhin hatten wir hier einen Jastimmen-Anteil von 45 Prozent. In drei Gemeinden wurde sie sogar angenommen», bestätigt Robert Obrist. Schon am 5. Juni 2005 hatte das Oberengadiner Stimmvolk für Überraschung gesorgt. Mit deutlichen 71,7 Prozent hatte es eine Initiative gutgeheissen, die den ausufernden Bau von Zweitwohnungen in den elf Kreisgemeinden auf 12'000 Quadratmeter Bruttogeschossfläche pro Jahr beschränken sollte. Damals stampften die Baulöwen 30'000 Quadratmeter pro Jahr aus dem Boden. Die schlimmsten Auswüchse des Baubooms im Oberengadin wurden auf hohem Niveau abgebremst.

Nun ist Robert Obrist hoffnungsvoll, dass die angenommene nationale Zweitwohnungsinitiative im Oberengadin genau das erreicht, was auch ihr Ziel ist: Keine neuen Zweitwohnungen in Gemeinden, deren Zweitwohnungsanteil schon über 20 Prozent liegt. Und das ist im gesamten Oberengadin der Fall. Sicher ist: es bleibt sehr viel zu tun – oder eben zu unterlassen. ■



Auch im Dorfkern (hier Celerina) entstehen Zweitwohnungen

ECOPOP-Initiative

Keine freie Bahn für den Überbauungs-Wahn!

«Stopp der Übervölkerung – zur Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen». Dies ist der Leitsatz der ECOPOP-Initiative. Sie will die jährliche Nettozuwanderung in die Schweiz auf 0,2 Prozent der Wohnbevölkerung senken. Zudem soll der Bund 10 Prozent seiner Entwicklungshilfegelder in die Förderung der freiwilligen Familienplanung investieren.

Wälder aus Bauprofilen auf der grünen Wiese. Kostbares Ackerland von Baggerschaufeln umgepflügt. Seit Jahrzehnten verschwindet in der Schweiz jede Sekunde ein Quadratmeter Boden unter Beton oder Asphalt. Strassen walzen und wälzen sich in blühende Wiesen. Industrie und Einkaufszentren fressen Äcker auf; Schuhschachtelbauten und Wohnsilos wachsen aus Weideland. Wälder, Felder, Fluren, zerschnitten, zerstückelt durch Strassen und Schienen... mehr und immer noch mehr.

Wann haben Sie das letzte Mal einen Feldhasen gesehen? Wann einen Kuckuck in der Morgenfrische rufen, einen Specht lachen, eine Nachtigall den Abend besingen hören? Wollen wir unseren Lebensraum dem fortgesetzten, nicht enden wollenden, krebsartigen Beton-Wucher überlassen? Wollen wir, dass die Bezeichnung «Schweizerisches Mittelland» künftig zum Na-

men eines der grössten Urbanisierungszentren Westeuropas verkommt? Zu einer Millionen-Megalopolis vom Genfer- bis zum Bodensee? Soll die Schweiz zum aufgeblähten, überlasteten Herzen Europas werden, stockend im chronisch-akuten Verkehrsinfarkt?

Megalopolis Schweiz

Schon heute ist das Schweizerische Mittelland mit durchschnittlich 480 Menschen pro Quadratkilometer einer der dichtest besiedelten Räume der Welt. Wir sind Zeugen unkontrollierten, geschwürartigen Siedlungswachstums hinaus in unsere wertvollste Ressource, die Natur. Unsere Kinder und Kindeskindern sind die Leidtragenden. Für sie wird der direkte Zugang zu

Wiesen und Wäldern rares Ferienprivileg, wenn wir ihnen und uns weiterhin eine derartige Überbauungsrate unserer nicht-vermehrbar Land-schaft zumuten. Dramatischer noch darüber hinaus ein sich selbst verstärkender Teufelskreis: Rasch wachsende Bevölkerung bei rasch schwindenden Bodenreserven infolge Zubetonierung. Der Selbstversorgungsgrad mit einheimischen Nahrungsmitteln sackt rapide ab. Umso schneller wächst unsere Abhängigkeit vom Ausland für Lebensmittelimporte. Das kann nur gut gehen bis zur nächsten Krise. Denn jede Krise wird zur Versorgungskrise. Eine Situation, wie sie sich gegenwärtig abzeichnet mit der katastrophalen Dürre in den Ost-

ländern und in den USA. Wenn es zu spät ist, werden die Schweizer erkennen, dass sie den eigenen Ast abgesägt haben.

Hauptursache: Hohe Zuwanderung

Hauptursache des Landfrases durch Beton und Teer ist das Bevölkerungswachstum. Von 1965 bis 82 war dieses zu 18 Prozent am Bodenschwund beteiligt, von 1982 bis 94 zu 72 Prozent und von 1994 bis 2006 zu 79 Prozent! Seit der vollen Personenfreizügigkeit im Jahr 2007, als die Zuwanderung nochmals sprunghaft zunahm, kennen wir keine aktuellere Statistik. Der Anteil dürfte heute deutlich über 80 Prozent liegen. Kurz: während unsere Eltern und Grosseltern



Rasch wachsende Bevölkerung, rasch schwindende Reserven.

(Bild zvg)

sich für ihren eigenen Komfort grössere Wohnungen (und Zweitwohnungen!) und mehr Strassen leisteten, bauen wir heute vor allem für die stark wachsende Bevölkerung. Denn seit 2007 macht die Zuwanderung rund 80 Prozent des Bevölkerungswachstums aus.

Ob mit oder ohne Schweizer Pass

Dieser Umstand ist indessen keinesfalls einfach «den Ausländern» in die Schuhe zu schieben. Es ist vielmehr die politische Idee einer unkontrollierten Personenfreizügigkeit, die sich ganz einfach nicht in einem so kleinen, so dicht besiedelten Land wie die Schweiz realisieren lässt. Zur Bewahrung der Natur und Sicherung der Lebensqualität für alle Menschen, ob mit oder ohne Schweizer Pass, muss auch bei uns das Bevölkerungswachstum gebremst werden. Weniger ist mehr für ein friedliches und bereicherndes Zusammenleben aller Kulturen in der Schweiz.

Flankierend soll die Schweiz daher auch ausserhalb unserer Landesgrenzen dazu beitragen, die Bevölkerungsexplosion zu drosseln. Mangels Aufklärung und Zugang zu Verhütungsmöglichkeiten werden jährlich rund 80 Millionen Frauen in Entwicklungsländern ungewollt schwanger. Dies belastet ausgerechnet die ärmsten Regionen dieser Welt mit hohem Bevölkerungswachstum. Die Folge: menschliches Elend bei den betroffenen Frauen, Umweltzerstörung, Arbeitslosigkeit, grimmige Armut und Hunger. Dem versuchen die Menschen in den betroffenen überbevölkerten Gebieten durch Massenauswanderung zu entkommen. Von Schlep-

perbanden um ihr letztes Hab und Gut betrogen, versuchen sie in mörderisch überfüllten Booten ins überfüllte Europa zu gelangen. Ein lebensgefährlicher Weg verzweifelter Hoffnung in die Hoffnungslosigkeit, in bittere Enttäuschung und neues Elend.

Hilfe zur Familienplanung

Obschon Familienplanung bereits seit 1968 ein UNO-Menschenrecht ist, schert sich unsere Entwicklungshilfe nicht darum. Deshalb soll der Bund künftig zehn Prozent der Entwicklungshilfegelder in die Förderung der freiwilligen Familienplanung investieren. Der Vorstoss, den Menschen in den unterprivilegierten Ländern auch in Sachen Verhütung die gleichen Chancen zu geben wie uns, könnte zum Modell für andere Geberländer werden. Für Afrika sagt die UNO bis Ende dieses Jahrhunderts eine Verdreifachung von heute

einer auf drei Milliarden Menschen voraus. Zwangsläufig müssen die Menschen die Natur immer stärker verdrängen. Symptomatisch ist der Konflikt mit Elefanten, die mehr und mehr in die sich ausbreitenden kultivierten Flächen gelangen. Schutzgebiete schrumpfen oder werden zerschnitten; Wildtiere bis zur Ausrottung bejagt. (Siehe Kasten) Der gegenwärtig voranschreitenden globalen Ausrottung zahlloser Tier- und Pflanzenarten durch Menschenhand, der fortgesetzten Vernichtung der Wälder überall auf der Welt dürfen wir nicht mehr tatenlos zusehen!

Al Gore drückt es in seinem Buch «Wege zum Gleichgewicht» (S. 310) so aus: «Kein anderes Ziel ist für die Rettung der globalen Umwelt so entscheidend wie die Stabilisierung der menschlichen Bevölkerung. Der explosionsartige Anstieg der Bevölkerungszahl

seit Beginn der wissenschaftlichen Revolution [...] ist das augenfälligste Einzelbeispiel für die tiefgreifende Wandlung im Verhältnis zwischen der Gattung Mensch und dem Ökosystem der Erde.»

Ein Anliegen, das uns alle betrifft

Unterschriftenbogen mit dem genauen Initiativtext und weitere Informationen sind auf www.ecopop.ch erhältlich. Bitte den Bogen ausdrucken, unterschreiben und zurückschicken. Sie können auch fertige Bogen bestellen beim Ecopop Sekretariat, Postfach 14, 5078 Effingen; Tel. 062 876 22 26 oder 044 867 33 60, Email initiative@ecopop.ch.

Mit bestem Dank, im Namen von Ecopop und dem Initiativkomitee: Benno Büeler, Albert Fritschi, Alec Gagneux, Dieter Steiner, Andreas Thommen, Sabine Wirth ■

„Mensch-Tier-Konflikte in Entwicklungsländern“

Die bekannte Forscherin Gay Bradshaw sagt »Zwischen Menschen und Elefanten herrscht Krieg« und weist auf die seit Mitte der 1990er Jahren stark ansteigende Ziffer getöteter Menschen durch Elefanten hin, obwohl deren Zahl stark gesunken ist. „So etwas hat es noch nie gegeben, dass Elefanten zu morden beginnen. Elefanten sind reine Vegetarier, sie fressen keine anderen Tiere. Töten kostet Kraft. Tiere töten nicht, wenn es nicht unbedingt sein muss. Vor hundert Jahren gab es in Afrika noch zehn Millionen Elefanten. Heute sind es vielleicht noch 500'000. Das ist nichts weniger als ein Massenmord. Und jetzt reagieren die Tiere, die überlebt haben, für ihre Art untypisch: Sie töten.“

Aus Sierra Leone und Uganda kommen Berichte von Schimpansen, die Menschen schwer verletzen und töten – und dies, obwohl unsere nächsten biologischen Verwandten „so gut wie nie Personen angreifen“, wie der „New Scientist“ schreibt.

Und zu unseren anderen Verwandten, den Orang Utas in Borneo, meint der deutsche Primatenforscher Chris Walzer: „Die Leute sehen eine grüne Insel, fahren durch grüne Palmenlandschaften und dann über Flüsse, in denen es im Bereich von 100 Meter breiten Uferstreifen von Wildtieren nur so wimmelt. Für Touristen ist das ein vermeintliches Paradies. Zu Hause werden sie dann aufgefordert, für den Regenwald zu spenden, mit einem putzigen Orang Utan als Maskottchen.“ Aber: „Keiner dieser vielen ‚geretteten‘ Orang Utas trägt zum Überleben der Spezies bei. Es liegt ja nicht an den Tieren selbst, dass sie so gefährdet sind, sondern es gibt einfach überhaupt keinen Lebensraum mehr. Das ist katastrophal.“ Auch Gay Bradshaw antwortet auf die Frage, wie den Elefanten zu helfen sei: „Ihnen mehr Land geben.“

Leider haben wir nicht mehr viel Zeit. In der Juni-Ausgabe von „Nature“ wird berichtet, dass sich die menschenverursachte hohe Aussterberate in den nächsten Jahrzehnten noch einmal stark erhöhen soll. Ein Hauptgrund dafür sind schrumpfende Naturräume, welche für viele Arten unter die kritische Grösse sinken. In der Folge werden in den ausgedünnten Nahrungsketten so viele Glieder fehlen, dass ein Dominoeffekt einsetzt, welcher das Artensterben drastisch beschleunigen wird.

In Europa haben wir schon vor langer Zeit viele Arten verdrängt und ausgerottet und können die Menschen in den Entwicklungsländern daher nicht kritisieren, wenn sie ein besseres Leben wollen. Dies gilt umso mehr, als Produkte wie Palmöl oder Tropenholz massgeblich in westliche Märkte fliessen. Wir müssen auch unsere Lebensweise überdenken, letztlich wird aber entscheidend sein, ob wir die Zahl der Menschen auf einem ökologisch verträglichen Niveau global stabilisieren können.

Milch-Problematik

Was Schweizer Milch mit dem Regenwald zu tun hat

Milchprodukte können nicht nur unseren Organismus schädigen. Falsche Produktionsmethoden der Milchwirtschaft sind nicht artgerecht und bedeuten mit dem Anbau von Kraftfutter auch einen enormen Landverschleiss.

■ Silvio Baumgartner

Ungesund soll sie sein? Gar die Knochen schwächen? Die Leserreaktionen auf den Beitrag über die «Weisse Lüge» Milch im Journal Franz Weber Nr. 98 waren kontrovers. Neben zustimmenden und ergänzenden Schreiben trafen auch kritische Diskussionsbeiträge auf der Redaktion ein. Das ist nachvollziehbar. Natürlich schmerzt ein Beitrag, der die Milch, deren Herstellung, deren Nährwert und vor allem die Industrie dahinter so kritisch beleuchtet. Und dies ganz besonders im Land von Chäs und Schoggi. Die heilige Milchkuh hat in der Schweiz ikonischen Status, ungeachtet des säuerlichen Nachgeschmacks ausgehend von jenen, die sie heilig sprechen, sie in Wirklichkeit aber schänden, ausbeuten und am Ende

einfach auf dem Schlachthof «entsorgen».

Tatsache ist: Im Vergleich zur restlichen Erdbevölkerung verträgt keine andere ethnische Gruppe Milchprodukte so gut oder so wenig schlecht wie die Mittel- und Nordeuropäer oder deren Verwandte in Übersee. Dies zeigt, dass sich der Organismus der Mittel- und Nordeuropäer im Lauf der Zeit ein gutes Stück auf die Verdauung von Milchprodukten eingestellt hat.

Bereicherung

Milchprodukte sind in Mittel- und Nordeuropa seit Jahrhunderten zu einem wichtigen Bestandteil der Ernährung für viele Menschen geworden. Nichts hat unsere Landschaft bis heute mehr geprägt als die Milchwirt-

schaft, vom Mittelland bis über die Baumgrenze der Alpen hinaus. Für die Bergbauern waren Milchprodukte vor allem in Form des weltberühmten Schweizer Hartkäses ein lange haltbarer, nährstoffreicher Energieträger, der sich aus den heimischen Alpwiesen gewinnen liess.

Solch artenreiche, mit Bäumen durchsetzte und reich blühende, bunte Alpwiesen sind für den Alpenraum im Übrigen eine ökologische Bereicherung. Sie ermöglichen ein kleinräumiges Nebeneinander verschiedener Ökosystemen (Wald, Wiese und Mischformen) und deren natürlichen Bewohnern. Dies jedenfalls, solange diese buchstäblichen Augenweiden nicht radikal von freistehenden Einzelbäumen, Baumreihen und Hecken «gesäubert», sowie mit chemischen Gift- und Düngemittel-Keulen zu Monokulturen degradiert werden.

Chemische Keule

Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es natürli-

cherweise keine andere Landwirtschaftsform als die biologische. Dann breitete sich die Giftwirtschaft, hauptsächlich aus den USA kommend, rasant aus. Pestizide, Herbizide, Fungizide, Zwangsernährung des Bodens mit agrochemischen Kunstdüngern und Zwangsernährung der Tiere mit artfremdem Kraftfutter bereicherte Agrar-Konzerne, liess aber die Scholle und die Bauern verarmen.

Über die aus solch anti-biologischer Misswirtschaft logischerweise resultierenden Probleme versuchen die Dogmatiker der industriellen Massenproduktion und deren Einflüsterer bis heute unbeirrt mit den hinlänglich bekannten chemischen Symptom-Verdrängungs-Keulen hinwegzugehen. Die unausweichliche Folge? Noch mehr Probleme, noch mehr Krankheiten. Krebs, Allergien, Verkalkung, Verklumpung, Verschleimung, Infarkt – und eine entsprechend prosperierende Pharmaindustrie. Die konven-



Industrielle Plantagen fressen sich in den Regenwald.

(Bild zvz)



Satellitenbilder zeigen den schockierenden Landfrass.

(Bild zvz)



Giftige Grünwüste: Gigantische Sojafelder im Regenwald.

(Bild zvg)



Endlose Monokultur: Saatreihen mit Soja-Pflanzen.

(Bild zvg)

tionell-industrielle Milch-Mas- senproduktion ist leider ein bitteres Beispiel hierfür.

Herkunft Schweiz?

Wirklich?

Mit anderen Worten: Was einst als notwendiger, in Form von Hartkäse gut haltbarer Energieträger in unseren Breitengraden seine Berechtigung haben mochte, ist heute teilweise obsolet, unverträglich und widernatürlich geworden. Der Beitrag im Journal Nr. 98 ging vor allem ein auf die gesundheitlichen Folgen der modernen Milchproduktion für Mensch und Tier, sowie auf die rücksichtslose Ausbeutung des Milchviehs. Nachfolgend seien die ökologischen Konsequenzen der noch immer hochsubventionierten Milchwirtschaft etwas tiefer beleuchtet.

«Schweizer Fleisch. Weil aus der Schweiz.» Oder: «Schweizer Milch. Weil aus der Schweiz.» Werbeschlagwörter, die sich uns eingebrannt haben. Leider sind auch dies Irreführungen. Es gibt ein einfaches Berechnungsschema: Zur Herstellung einer tierischen Kalorie für den menschlichen Konsum werden zehn pflanzliche Kalorien verbraucht. Anders ausgedrückt: Die Herstellung einer tierischen Kalorie – dies gilt für die Fleisch- wie auch die Milchproduktion – verschlingt zehnmals so viel Boden wie die Herstellung einer pflanzlichen Kalorie für den menschlichen Verzehr.

Milchgier frisst Regenwald

Daher ist der Welthunger nicht primär eine Folge fehlender Landreserven, sondern der ungleichen Vertei-

lung und der Fleisch- und Milchproduktion. Für diese Misere an vorderster Front mitverantwortlich ist die Schweiz. Schon heute werden 75 Prozent der globalen Landwirtschaftsfläche zur Nutztierproduktion gebraucht. Sollten sich bis im Jahr 2050 neun Milliarden Menschen nach westlichem milch- und fleischlastigem Konsummuster ernähren, werden nochmals 70 bis 100 Prozent mehr Land benötigt. Das ist mangels verfügbaren Landes gar nicht mehr möglich. Doch dies interessiert das profitorientierte, hoch subventionierte Agro-Business nicht.

Gegenwärtig kommen 800 Tonnen Soja, vor allem brasilianischer Herkunft, in die Schweiz. Jeden Tag. Dieses dient nicht etwa der Herstellung von Tofu oder Sojadrinks, sondern landet in den

Futtertrögen von Mast-schweinen und -Hühnern, von Legehennen und Milchvieh. Allein in den letzten zwei Jahren sind die Soja-Importe zur Nutztierfütterung um weitere 21 Prozent explodiert. Damit ist auch die Schweizer Agrarpolitik mitverantwortlich für einen verhängnisvollen Entscheid des brasilianischen Parlaments im April 2012. Nach intensivem Druck der Agrar-Lobby und der Grossgrundbesitzer stimmte es weitreichenden Änderungen des Waldgesetzes zu. Kommen diese zur Anwendung, wird die fortgesetzt rasante Zerstörung des Amazonas-Regenwaldes nochmals massiv zunehmen. Mit anderen Worten: weitere gigantische Waldflächen werden geschlagen oder abgebrannt für den Soja-Anbau. Unzählige weitere Tier- und



Wald, Gewässer – alles wird zerstört.

(Bild zvg)



Schneise des Todes: Frisch geschlagener Regenwald.

(Bild zvg)



Soja: Kraftfutter für «Schweizer» Milch.

(Bild zvz)

Pflanzenarten werden verschwinden, bevor sie auch nur entdeckt sind. Eine artenschützerische und klimatische Katastrophe von epochalem Ausmass – ausgelöst durch unsere Fleisch- und Milchgier.

Zu viele Tiere

Aber Kühe fressen doch Gras und Heu? Das war einmal. Zwar frisst das Vieh auch heutzutage in der Regel noch einen gewissen Anteil an Gras und Heu. Doch dazu kommt meistens «Silo», also durch einen Vergärungsprozess in Plastikballen haltbar gemachtes Mähgut. Und: jede Menge Kraftfutter. Getreide-

flocken, die ebensogut direkt in unser Müesli passten, Mais oder das besagte Soja.

Auch in der Schweiz hat der Einsatz von immer mehr Kraftfutter übrigens negative Auswirkungen auf die Umwelt. Eine nicht an unsere natürlichen Ressourcen angepasste Milchproduktion erlaubt eine zu hohe Tierdichte. Damit verbunden: mehr Boden- und Gewässerbelastung, mehr Ammoniakemissionen, Phosphor- und Nitrateinträge in Umwelt. Die Schweiz hat europaweit die dritthöchsten Ammoniakemissionen, wovon das Rindvieh 80 Prozent verursacht. Überschüssige Ammoniakablagerungen, die über die Luft in Moore, Wälder oder artenreiches Grünland gelangen, führen zu weiteren Artenverlusten, warnt die Umweltorganisation Greenpeace. Nitrat- oder Phosphoreinträge beeinträchtigen zudem die Wasserqualität.

Keine Utopie

«Dabei ist eine ökologische Milchproduktion keine Utopie», betont Landwirtschafts-Expertin Marianne Künzle von Greenpeace: «Sie ist machbar, rentabel und ein absolutes Muss für eine nachhaltige Landwirtschaft, die weiterhin höchste Schweizer Qualität bieten will.» Eine graslandbasierte, möglichst



Pestizide, Herbizide, Fungizide: Giftwüste Sojafeld.

(Bild zvz)

kraftfutterfreie Rindviehproduktion hilft der Umwelt und garantiert eine massvolle, echte Schweizer Qualitätsproduktion. Neue Ergebnisse vom Forschungsinstitut für Biologischen Landbau FiBL zeigen, dass eine Kraftfutterreduktion sich positiv auf die Kuhgesundheit auswirkt und die Wirtschaftlichkeit der Betriebe nicht abnimmt. Biobetriebe wirtschaften bereits mit einer Kraftfutterlimite von 10 Prozent.

Konkret zeigte die vom Coop-Nachhaltigkeitsfonds unterstützte Studie, dass die Kühe der untersuchten Betriebe auf eine Kraftfutterreduktion mit einem moderaten Rück-

gang der Milchleistung reagierten. Doch ihre Gesundheit und Fruchtbarkeit verbesserte sich. Und Wirtschaftlichkeitsberechnungen ergaben, dass diese Betriebe im Durchschnitt den geringeren Milcherlös mit den tieferen Auslagen für Kraftfutter mehr als kompensieren konnten. «Mit geeigneten Anpassungsstrategien wie Vollweide, silagefreier Fütterung oder Verbesserung des Grundfutters lässt sich das Betriebsergebnis noch weiter verbessern», meint Christophe Notz, Leiter des dreijährigen FiBL-Projekts «Feed no Food» – verfüttere keine Nahrungsmittel. ■

Milchprodukte mit Milchprodukten ersetzen

Milchprodukte konsumieren, Ja oder Nein? Antwort auf diese Frage kann neben den ökologischen Kriterien ein Verträglichkeitstest (Allergietest) für Nahrungsmittel geben. Viele Menschen leiden unter einer Unverträglichkeit für Milchprodukte, ohne es zu wissen. Wer Milchprodukte zu sich nimmt, sollte unbedingt auf nachhaltige, umwelt- und tiergerechte Produktion achten. Bio müsste auch der eigenen Gesundheit zuliebe das Mindestmass sein. Eine witzige Idee des Demeter-Verbandes hat übrigens Symbolcharakter. Dessen Milchflaschen tragen zurzeit einen «gehörnten» Schraubverschluss – zu Recht. Demeter und KAG Freiland sind die einzigen Verbände in der Schweiz, die eine Enthornung ihres Rindviehs nicht zulassen.

Symbolträchtig ist auch «Lovely». Die virtuelle Werbekuh des Verbandes Schweizer Milchproduzenten SMP kann skaten, klettern und fährt im Eishockey allen um die Ohren. Doch während der SMP mit der gehörnten «Lovely» wirbt, empfiehlt er in seinem Positionspapier gleichzeitig die Enthornung als «wichtige Massnahme zur Unfallverhütung in der Milchproduktion...». Mittlerweile sind 90 Prozent des Schweizer Rindviehs enthornt. KAGfreiland kritisiert den Verband SMP deswegen: «Die Bauern werden zu wenig darauf hingewiesen, dass die Haltung von behornen Kühen auch im Laufstall funktionieren kann.» ■ (sb)



Kein Baum weit und breit.

(Bild zvz)

Artenschutz

Aussterbende Haustierrassen: Bedrohtes Kulturgut

Nicht nur viele Wildtiere, auch zahlreiche traditionelle Haustierrassen sind im 20. Jahrhundert ausgestorben. Allein in der Schweiz verschwanden Dutzende. Doch der Schutz für dieses bedrohte Kulturgut ist seit Jahren im Aufwind.

■ Hans Peter Roth

Wen lässt der Anblick eines frisch geborenen Lämmleins kalt? Wer schaut nicht fasziniert zu, wenn junge Ziegenböcke im Duell ihre Kräfte messen? Auge in Auge einem stattlichen Stier gegenüber stehen oder an einem Sommertag eine Sau bei ihrer kühlen Siesta in der Suhle beobachten. Tiere ziehen uns in ihren Bann. Wenn es sich dann auch noch um selten gewordene, vom Aussterben bedrohte Tierrassen handelt, kommt bald das Bedürfnis auf, etwas für diese Tiere zu tun.

Aus tierschützerischer Sicht ist der Erhalt traditioneller Kulturtierrassen deshalb interessant, weil sie nicht an tierquälerischen, leistungsorientierten Überzüchtungen leiden. Sie bilden sozusagen einen Gegenpol zur genetisch verarmten, industriellen Massentierhaltung, die mit nicht artgerechter Haltung und massiver «Chemiekeule» nicht nur ungesunde Produkte, sondern auch sehr viel Tierleid erzeugt. Zudem sind sie für die genetische Vielfalt von unschätzbarem Wert und in der Regel weit besser an örtliche, klimatische und landschaftliche Gegebenheiten angepasst. Was wiederum

ökologisch gesehen von grosser Bedeutung ist.

Verdrängt durch Leistungsrassen

Wie konnte es so weit kommen, dass auch in der Schweiz zahlreiche traditionelle Haustierrassen ausgestorben oder vom Aussterben bedroht sind? Bereits Ende der 70er Jahre stellte der Münchner Wildbiologe Thomas Schultze-Westrum fest, dass im Mittelmeerraum zahlreiche einheimische Rassen durch nordeuropäische und amerikanische Leistungsrassen ersetzt worden und ausgestorben seien.

Als sich der Schweizer Artenschützer Hans-Peter Grünenfelder in den 80er Jahren aufmachte, um zu schauen, wie es in der Schweiz diesbezüglich aussah, verschlug es ihm fast die Sprache. Was es hierzulande früher alles gegeben hatte! «Das Zwergrind von Feldis-Scheid zum Beispiel, oder das Adalbodner Rind, noch kleiner als das Hinterwälder von heute. Rund zwei Dutzend Schafsrassen waren ausgestorben. Auch wenn einzelne Rassen nicht stark von anderen abwichen, so waren doch ganz eigentümliche Typen darunter, um die es mir wirklich leid tat.»

Stimmungswandel

Hans Peter Grünenfelder begründete in der Folge die heute wichtigste Institution zur Erhaltung traditioneller Kulturtierrassen in der Schweiz, die Stiftung ProSpecieRara. Am Anfang habe sich die «offizielle Landwirtschaft» schwer getan mit Leuten, die gerade jene Rassen schützen wollten, die man über Jahre als minderwertig auszumerzen versucht hatte. «Da wir die Leistungszucht aber nicht in Frage stellten, sondern nur darauf hinwiesen, dass es Sinn mache, die alten Rassen trotzdem in einer überlebensfähigen Zahl zu erhalten, schlug die Stimmung nach und nach um.»

Mit der zunehmenden Anerkennung in der breiten Gesellschaft, insbesondere nach dem Inkrafttreten der «Konvention über biologische Vielfalt» (Rio-Deklaration von 1992), wurden die Schützer alter Kulturrassen mehr und mehr für voll genommen. Dies, nachdem die Naturschutzlobby zuvor nichts wissen wollte von einer Aufnahme der «Agro-Biodiversität» in die «Konvention über biologische Vielfalt». Es ist davon auszugehen, dass Grünenfelders Engagement und Einbezug internationaler Organisationen und Persönlichkeiten entscheidend mit dazu beitrug, dass die Agro-Biodiversität schliesslich ausdrücklich in die Rio-Deklaration aufgenommen wurde.

Der Durchbruch

Der Durchbruch in der Schweiz kam mit den Wollschweinen. Bald wurde ProSpecieRara gemäss eigenen Angaben zur «mit Abstand grössten und erfolgreichsten Organisation zur Erhaltung alter Nutztierassen und Kulturpflanzen», nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa. In den Pionierjahren kaufte die Stiftung die letzten Tiere auf und praktizierte ein Ausleihsystem, das eine dezentrale und somit risikoarme Erhaltungszucht ermöglichte. Mit fortschreitendem Erfolg entstanden für die einzelnen Rassen nationale Zuchtvereine.

«Heute sind wir eine Dachorganisation», sagt Philippe Ammann, Bereichsleiter Tiere bei ProSpecieRara. «Wir realisieren zusammen mit den Vereinen Projekte für die gefährdeten Rassen, helfen bei der Suche nach neuen Züchtern und beim Vermitteln von Zuchtgruppen.» Getragen wird diese Arbeit von einer breiten Gönnerschaft und über Tierpatenschaften. «Dass wir heute die alten Rassen noch bestaunen können, ist möglich, weil sich immer mehr Leute für die alten Rassen begeistern und viel persönliches Engagement einbringen.»

Ab heute eröffnet das JFW in Zusammenarbeit mit der Stiftung ProSpecieRara eine Serie über die bedrohten einheimischen Haustierrassen (siehe folgenden Beitrag).

Agro-Biodiversität – Bedrohte Schweizer Haustierrassen, Teil 1

Die Pfauenziege

Um ein Haar wäre sie 1938 der Rassenbereinigung zum Opfer gefallen: Die Pfauenziege wurde als nicht förderungswürdig betrachtet. Damit war sie gewissermassen zum Verschwinden verurteilt. Engagierte Züchter verhinderten das Aussterben.

«Als nationales Symboltier gehört die aufgeweckte Ziege schon seit Menschengedenken zum prächtigen Landschaftsbild unseres «Heidilandes» (...). Diese naschhaften Kleinwiederkäuer weisen aber für die Schweiz keineswegs nur einen symbolischen und prestigeträchtigen Charakter auf, nein, nebst überlebenswichtigen Verdienstmöglichkeiten bieten sie auch ein Stück heimische und erhaltenswürdige Kultur (...)» Dies schrieb der Schweizerische Ziegenzuchtverband 2006 in der Jubiläumsschrift anlässlich seines 100-jährigen Bestehens.

Zu den besonders einzigartigen und seltenen alten Ziegenarten der Schweiz gehört die Pfauenziege. Ihren Namen verdankt sie dem Schreibfehler eines Journalisten. Der ursprüngliche Name rührt von den «Pfaven» her, einem rätoromanischen Begriff für die seitlichen, schwarzen Bänder der Kopfzeichnung. Der Name passt gut, denn die wunderschön gehörnte Pfauenziege ist mit ihrer attraktiven Zeichnung in der Tat ein «Prachtvogel» unter den Ziegen. Die vordere Körperhälfte ist weiss mit schwarzen Stiefeln, die hintere Körperhälfte schwarz mit weissen Oberschenkeln und weissem Aalstrich und Flankenfleck. Schwarz sind auch Ohren, Maul und die durch die Augen verlaufenden «Pfaven». Erstmals erwähnt wurde die Pfauenziege 1887 unter dem Namen Prättigauer Ziege. Die damaligen Beschreibungen entsprechen weitgehend dem heutigen Erscheinungsbild.



Sehr schön die markanten «Pfaven», die seitlichen schwarzen Bänder der Kopfzeichnung, die den Tieren ihren vornehmen Ausdruck verleihen



Pfauenzicklein, vergnügt und keck - ein perfekter Vertreter seiner Rasse (Bilder zvg)

Im Zuge der Rassenbereinigung von 1938 wurde die Pfauenziege als nicht förderungswürdig betrachtet und gewissermassen zum Verschwinden verurteilt. Dank engagierten Züchtern im Kanton Graubünden blieb die Rasse jedoch erhalten. Die grosse und schwere Pfauenziege ist als typische Gebirgsziege robust, geländetauglich und für ihre gute Raufutterverwertung bekannt. Sie liebt gut strukturierte und kräuterreiche Weiden, klettert gerne und mit Leichtigkeit. Ausgewachsene Böcke sind imposante Erscheinungen und ha-

ben kräftige, oft weit ausladende Hörner.

In der Schweiz begann man erst 1989 mit einer regelmässigen Erhaltungsarbeit an der Pfauenziege. Als die Pfauenziegen-Zuchtgemeinschaft gegründet wurde, gab es nur noch verschwindend wenige reinrassige Exemplare. Heute ist das Ziel, die Anerkennung der Pfauenziege als Schweizer Rasse mit offizieller Herdenbuchführung, erreicht. Der Bestand an Schweizer Zuchttieren nähert sich gegenwärtig rund 1000 Tieren an, bei mehr als 120 Züchtern. ■ (hpr)

Mehr Infos

Schweizerischer Ziegenzuchtverband, Belpstrasse 16, 3000 Bern 14

Tel. 031 388 61 11, <http://szzv.caprovis.ch>

Dieser Beitrag wurde in Zusammenarbeit mit ProSpecieRara, der Schweizerischen Stiftung für die kulturhistorische und genetische Vielfalt von Tieren und Pflanzen, realisiert. ProSpecieRara setzt sich seit 1982 für die Rettung und den Erhalt der Vielfalt der Nutztiere und Kulturpflanzen ein – für unser genetisches wie kulturelles Erbe. **Siehe auch www.ProSpecieRara.ch.**

Bienensterben

Hungersnot durch Bientod?

Das Bienensterben hat in der Schweiz einen alarmierenden Höchststand erreicht. Da Honigbienen schon auf geringste Umwelteinflüsse sehr empfindlich reagieren, muss das Bienensterben verschiedene Ursachen haben.

■ Silvio Baumgartner

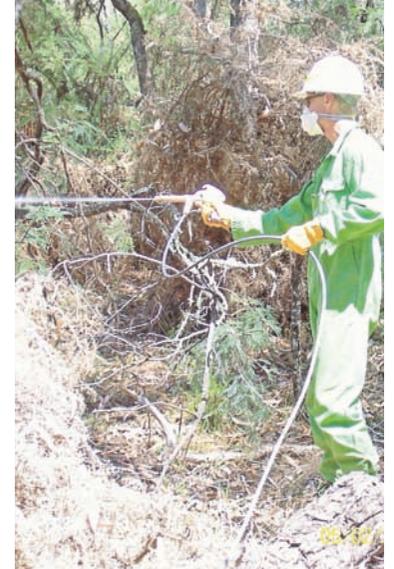
Keine guten Nachrichten, die der Verein Deutschschweizer und Rätomanischer Bienenfreunde (VDRB) anlässlich seiner fünften Jahrestagung vermeldete. So dramatisch wie heuer sei es noch nie gewesen, erklärt Robert Sieber, Vizepräsident VDRB. «Die 955 Imker, die an der Umfrage teilnahmen, haben über den letzten Winter rund 50 Prozent ihrer Bienenvölker verloren.» Auf die ganze Schweiz hochgerechnet, entspreche dies einem Verlust von rund 100'000 Völkern. Hauptursache für die hohen Winterverluste sei die Varroa-Milbe gewesen, meint Jean-Daniel Charrière vom Zentrum für Bienenforschung bei Agroscope ALP dazu. Der frühe und milde Frühling 2011 habe dazu geführt, dass sich die Milben ausserordentlich früh und stark vermehrt hätten. Als Folge davon sei die kritische Schwelle des Milbenbefalls bereits erreicht

worden, noch bevor eine wirksame Behandlung hätte erfolgen können. Die Bienenvölker seien deshalb häufig bereits im Herbst zusammengebrochen. Der milde Herbst habe zudem den Transfer der Milbe von einem zum anderen Volk begünstigt.

Grün allein ist gar nicht gut Kleinimker Jakob Speiser sträubt sich, diese, wie er sagt, rein politische Verlautbarung der Agroscope zu akzeptieren. «Mit der Varroa-Milbe leben die Imker seit bald 30 Jahren, das neue, gravierende Völkerverlustproblem existiert jedoch erst seit wenigen Jahren.» Deshalb ärgert er sich, dass die Ursache für das Bienensterben nach wie vor viel zu stark einfach bei der Varroa gesucht wird. Er habe in den 80er Jahren miterlebt, wie sich die ursprünglich mit importierten Fremdbienen aus Asien eingeschleppte Varroa-Milbe epidemisch verbreitete. «Wir haben



Schwärmendes Bienenvolk. (Bild zvg)



Tödlich: Pestizide. (Bild zvg)

gelernt, damit umzugehen, auch wenn sie nach wie vor ein grosses Problem ist.» Er habe schon einmal ein Bienenvolk beobachtet, das praktisch frei von der Varroa war. «Offenbar hatten diese Bienen gelernt, wie man sich die Milbe vom Leib hält», sagt der Imker aus Gelterkinden BL.

Gesamthaft betrachtet seien die Ursachen für das neue Bienensterben weit komplexer und vielschichtiger, fasst Jakob Speiser zusammen. Schwierigkeiten bereitet den Imkern eine Häufung verschiedener negativer Ein-

flussfaktoren und deren Kombination im Lebensumfeld der Bienen. «Diese negativen Faktoren sind vor allem auch dort zu suchen, wo beispielsweise die Agroindustrie-Lobby nur sehr ungern hinschaut: bei den modernen Methoden unserer Intensiv-Landwirtschaft.»

Diese macht die Schweizer Landschaft immer grüner. Doch das ist in diesem Fall verhängnisvoll. «Wo früher Blumenwiesen blühten, sind diese heute ersetzt durch überdüngte, artenarme Fettwiesen», erklärt der Imker.



Schlüpfende Biene. Wird sie verhungern?

(Bild zvg)



Eine solche Landwirtschaft lässt keinen Platz für Bienen.

(Bild zvg)



Varroa-Milbe: Nicht allein am Bienensterben schuld.

(Bild zvg)

«Diese Grünwüsten werden so häufig gemäht, dass Blumen gar nicht erst zum Blühen kommen. Nach der Blüte der Bäume fehlen hier die früheren Trachten, und es entsteht jedes Jahr ab Juni ein "Futterloch". Imker ausserhalb der Intensivlandwirtschaft kennen dieses Problem nachweislich nicht.» Bedenklich stimmt in dieser Hinsicht auch die Aussage des Imkers Hans Moser aus Münsingen BE. Die Stadtnähe sei besser für das Aufstellen von Bienenstöcken als ländliche Gebiete: «Hier gibt es Sträucher und Büsche in den Anlagen und zahllose Gärten in der Nähe, die nicht unter Pflanzenschutzmitteln leiden, wie sie in der Landwirtschaft eingesetzt werden. Und die Blütezeit ist länger als bei landwirtschaftlichen Monokulturen.»

Gefährliche Beizmittel

Tatsächlich vermag die Schweizer Landschaft ihre Insekten kaum mehr zu ernähren, bestätigt auch die Schweizer Umweltorganisation Pro Natura: «In vielen Regionen dominieren Maisanbau und Monokulturen. Nachdem die Bienen im Frühjahr beispielsweise in Rapsanbaugebieten im Überfluss leben, bricht das Angebot nach der Blüte abrupt zusammen – das Mittelland wird zur grünen Wüste.»

Auch die Begleitflora, also Kräuter und Blumen am Ackerrand und zwischen den Saatreihen, kommt nicht mehr zum Blühen; sie wird gezielt totgespritzt. Herbizide im Ackerbau reduzieren die Futterquellen der Bienen so noch zusätzlich.

Als ob das nicht genug wäre, machen nebst den «klassischen» Insektenvernichtungsmitteln der Landwirtschaft neuartige Insektizide den Bienen das Leben noch zusätzlich schwer. Neue Beizmittel, welche die Saatkörner, beispielsweise von Mais, vor Frass schützen sollen, haben letztes Jahr in Deutschland Tausende von Bienenvölkern getötet. Die Beizmittel der Wirkstoffgruppe der Neonicotinoide der deutschen Chemiefirma Bayer und der Schweizer Firma Syngenta wirken als starkes Nervengift (s. auch Kasten). Bei der maschinellen Aussaat gelangen Abriebstäube via Abluft der Sämaschinen in einem grossen Umkreis in die Natur.

Völkerkollaps

Nach einer aktuellen Studie können diese Pestizide schon in kleinsten, nicht tödlichen Dosen zu einer Fehlorientierung der Bienen führen: Arbeiterinnen finden den Weg in den heimatischen Bienenstock nicht mehr. Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, wie

empfindlich Bienen schon auf geringste Umwelteinflüsse reagieren. Es ist naheliegend, dass diese Faktoren für den berüchtigten «Colony Collapse Disorder» (kurz CCD) bzw. Völkerkollaps, mitverantwortlich sind. Der CCD ist ein seit ca. zehn Jahren in Nordamerika und Europa beobachtetes massives Bienensterben. Symptome sind das Fehlen der erwachsenen Bienen im Stock. Sie verlassen den Stock und kehren einfach nicht mehr zurück. Die Brut, junge Bienen, Honig und Pollen sind dagegen noch vorhanden. Bienen sind ebenso unscheinbar wie unverzichtbar. In einer Welt ohne Wild- und Honigbienen, und damit einer Welt ohne Bestäubung, müsste der Mensch auf Früchte, Gemüse und Baumwolle verzichten. Man muss also nicht Experte sein, um Schlimmes zu befürchten.

Bei einer weiteren Ausbreitung und einem Andauern des Bienensterbens käme es zu Engpässen und Ausfällen in der Versorgung mit bestimmten wichtigen Lebensmitteln. Albert Einstein soll die Bedeutung der Bienen mit folgendem Zitat auf den Punkt gebracht haben: «Wenn die Bienen von der Erde verschwinden, dann hat der Mensch nur noch vier Jahre zu leben.»

Deshalb ist das Ziel für Imker Jakob Speiser klar: «Es braucht wieder vermehrt blühende Landschaften mit Hochstamm-bäumen. Wir brauchen Buntbrachen und bienenschonende Ernteverfahren. Gleichzeitig ist es ein Hohn, dass wir Steuerzahler der staatlichen Landwirtschaft nach den Milliarden des "Kaputtmachens" nun wiederum zusätzliche Milliarden für Wiesenblumen zahlen sollen!» ■

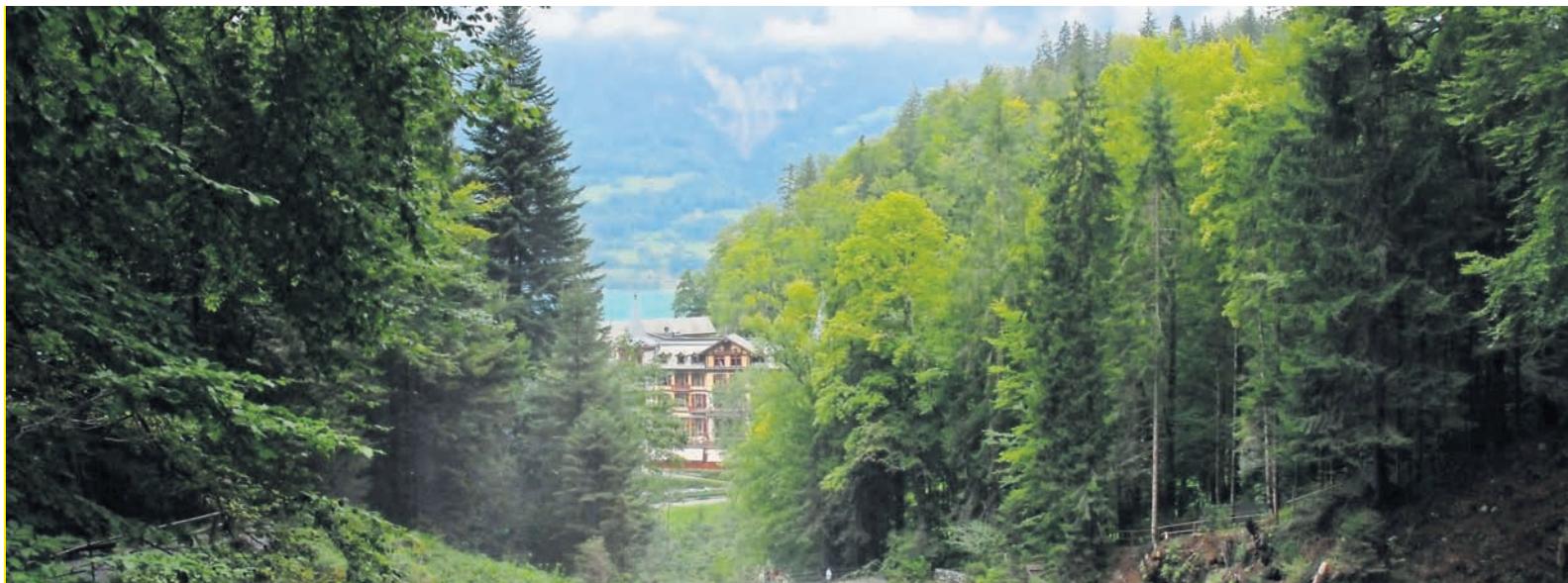
Frankreich verbietet Schweizer Insektengift

Während hierzulande noch über die Ursachen des Bienensterbens debattiert wird und die mächtige Agrochemie-Lobby jede Mitverantwortung ihrer Branche am Bienensterben abstreitet, schafft Frankreich Fakten. Und diese legen nahe, dass die Agrochemie für Bienen durchaus eine tödliche Rolle spielt. Vor allem die Insektizide. Logisch. Denn sie sind ja dazu da, Insekten zu töten. Und Bienen sind Insekten. Bekanntlich machen Insektenvergiftungsmittel aber keinen Unterschied zwischen Insekten, die aus Sicht der Industrielandwirtschaft «schädlich» sind, oder «nützlich» wie die Bienen. Insektizide töten alles.

Das oberste französische Verwaltungsgericht hat einen Antrag des französischen Imkerverbands gutgeheissen. Seit 2012 ist das vom Schweizer Agrochemiekonzern Syngenta vertriebene Insektizid «Cruiser 350» in Frankreich verboten. Dieses Insektenvernichtungsmittel steht in Frankreich schon seit längerem in der Kritik als möglicher Verursacher für den massiven Rückgang des Bienenbestands. (sb/mgt)

Auch die UNO schlägt Alarm

Schon im vergangenen Jahr haben die Vereinten Nationen Alarm geschlagen wegen des Bienensterbens. In einzelnen Gegenden der industrialisierten nördlichen Erdhalbkugel seien in den letzten Jahren bis zu 85 Prozent der Bienenvölker der Verschmutzung, Krankheiten oder anderen unnatürlichen Umweltfaktoren zum Opfer gefallen. In einem Bericht hielt die UNO fest, dass von den 100 Pflanzenarten, mit denen die Menschen zu 90 Prozent ihre Ernährung bestreiten, mehr als 70 Arten von Bienen bestäubt werden. (mgt)



Magie der Bäume, Zauber des Waldes im Giessbachgebiet

■ Monique Werro

Die Ureinwohner unserer Gegend, die Kelten und auch Walser hatten eine tiefe Beziehung zu den Bäumen. Sie nutzten deren geheimnisvollen Kräfte und errichteten oft ihre Kultplätze an diesen energetischen Orten. Die Bäume dienten als Nahrung, ihre Blüten, Blätter und Wurzeln wurden als Heilmittel verwendet, sie gaben Wärme ab und boten Schutz. Sie waren Mittler zwischen hier, der

Erde, und dort, dem Himmel. Sie wurden oftmals als heilig verehrt!

Märchen und Sagen wurden den Bäumen seit jeher gewidmet, andere Geschichten ranken sich um ihre Früchte – was wäre wohl mit uns geschehen ohne den berühmten Apfel, den Sündenfall?

Füllhorn Baum

Nach einer langen Zeit der Ungläubigkeit erkennen wir

wieder, dass Bäume heilende Kräfte besitzen! Wir staunen über die Artenvielfalt, die Zeichnung und Pracht der Blätter, die ausladenden Äste, die Stärke und tiefe Verwurzelung, die wunderbare Einheit eines Baumes. Seine Blüten werden zu Gesundheit fördernden Tees gebraut, als Heilmittel eingesetzt, doch sie verzaubern uns mit ihrer Farbenvielfalt, liebevollen Üppigkeit, mit den betören-

den Duftnoten und dem Wohlgeruch. Sie beschenken unser Auge, bevor sie uns mit der Pracht und Fülle ihrer Früchte beglücken.

Setzen wir uns unter einen Baum, lauschen wir seinem Zwiesgespräch mit dem Wind, diesem Rauschen und Rascheln, dem Biegen und Wiegen. Wir fühlen uns eins mit den Elementen und der grossartigen Natur. Umarmen wir den Baum, den wir ausge-



Den Blitz überlebt. Uralter Ahorn auf der Axalp.

(Bild Thomas Fuchs)



Füllhorn Baum. Gewaltige Eichengruppe.

(Bild HP Roth)



Wettertannen sind wahre Kraftbäume.

(Bild zvg)

wählt haben! Wir spüren seine harte Rinde, seine mächtigen Wurzeln, seine Stärke und Kraft, doch auch seinen Stolz, den er bis zur Spitze, zur Krone vermittelt. Im wachen Empfinden dieses erhabenen Gefühls, in diesem Einssein mit der Natur, werden wir ruhiger und können den Alltags-Ballast abwerfen.

Prachtsexemplare unserer Gegend

Auf der Sonnseite, in den unteren Regionen zwischen 600-1000 Metern, bedeckt der Mischwald unsere steilen Berghänge. Er besteht aus

Linde, Esche, Buche, Ahorn, Ulme, Vogel- oder Süsskirsche, eingemischt mit Tannen und Fichten, Lärchen und Eiben. Ab 1000 M.ü.M. erfreut uns der Tannen-Buchenwald, oder Fichten-Tannenwald, bereichert durch Ahorne. Auf 1900 M. befindet sich auf der Sonnseite die Waldgrenze. Unsere Wälder, unsere Bäume der Region sind eng mit der Welt der Feen, Elfen und Kobolde verbunden. Sie sind sich ihrer Schutzfunktion bewusst.

Viele Spaziergänge und Wege führen durch unsere Wälder, diese grünen Kathedralen der



Hier geht's auch in den Märchenwald!

(Bild HP Roth)

Natur; auf stillen Pfaden erleben wir die Einmaligkeit, das Einssein mit dem Universum, lauschen dem Gesang der Vögel, bestaunen die Tierwelt, hören das Brausen, Murmeln und Rieseln der Bächlein, kosten herrliche Waldbeeren...

Einzelne Bäume sprechen zu uns, andere faszinieren uns.

Bergahorne auf der Axalp

Mächtige Ahorne bevölkern die Axalp, und ein besonderes Exemplar erreicht einen Stamm-Umfang von 8 Metern und ein fast biblisches Alter von rund 450 Jahren. Er steht unterhalb einer Serpentine und ist von weitem sichtbar. Auch auf dem Schnitzler-Wanderweg zum Hinterburgseeli und weiter zur Posthaltestelle Schlattikehr/Tiefenthal finden wir zahlreiche jahrhundertealte Ahorne. Suchen Sie sich Ihren Baum aus, Ihre Stütze und Kraftquelle.

Ernste Fichten und herrliche Tannen

Oberhalb des Parkplatzes Giessbach führt linker Hand der Pfad in den Wald, dort begegnen wir mehreren alten, würdevollen Fichten und herrlichen Tannen. Ihre Stämme ragen meist kerzengerade

auf, und der Förster weiss, dass jede Fichte ihr eigenes Gesicht hat. Lehnen Sie sich an die Bäume, nehmen Sie ihre Energie auf. „Lassen Sie los“ und träumen Sie!

Mutter des Waldes, riesige Buche

Vom Bahnhof Brienz steigt der Weg zum Wildpark auf, und am Waldrand direkt vor dem Eingang zum Wildpark steht sie da, die gewaltige, kraftstrotzende Buche. Der Förster nennt den Baum „Mutter des Waldes“, weil sein moderndes Laub ein wunderbares Bett für Pflanzen und Kleinlebewesen aller Art schafft.

Mächtige alte Lärchen

Auf der Wanderung von Planplatten zum Mühlebach führt der Weg an grossen alten Lärchen vorbei. Die Lärche gab es schon vor 60 Millionen Jahre. Sie ist der mächtigste Bergbaum, der übrigens seine Nadeln wie Blätter abwirft. Im Frühjahr erfreut die Lärche mit einem zarten Grün, im Sommer mit ihren dunklen Tönen, doch im Herbst betört sie durch ihren gold-orangen Farbzauber, dem jeder verfällt. ■



Lebenskraft. Junge Fichte vor dem Giessbachfall.

(Bild HP Roth)

Argentinien

Equidad: Der Neubeginn beginnt!

Der Gnadenhof Equidad nimmt Form an. Noch laufen letzte Anpassungen des Terrains. In Kürze beginnt der Bau der nötigen Infrastruktur. Das bedeutet das Ende der Ausbeutung für *Indio* und weitere ehemalige Müllpferde. Gespannt und mit Vorfreude erwarten wir diesen Neuanfang.

■ Von Alejandra Garcia

Entspannung – hier bekommt der Begriff eine ganz neue Bedeutung, oder besser: er erhält die ursprüngliche zurück. Pferde, ausgespannt aus ihren Gespannen der Tortur. Für immer entspannt, buchstäblich. Nie wieder eingespannt an einem 600 oder 1000 Kilo schweren Karren, beladen mit Altstoff und Unrat. Hier erschaffen wir einen Ort, an dem die

ehemaligen Müllpferde nie wieder Hunger und Durst leiden, nie wieder Schläge einstecken müssen. Einen Ort, an dem die Tiere die notwendige tierärztliche Betreuung erhalten, um sich physisch und psychisch zu erholen.

Behutsam pflegen

Noch sind wir am Vorbereiten des Geländes und am Anle-

gen der nötigen optimalen Infrastruktur für unsere behuften Freunde. Hier herrscht zurzeit noch der argentinische Winter. Dennoch sind die Temperaturen in San Marcos Sierra den ganzen Tag über angenehm. Wir genießen die wärmende Sonne und die niedrige Luftfeuchtigkeit. Der Arbeitstag beginnt sehr früh: Nach dem Frühstück um Sechs begleiten wir Facundo Laciari, unseren Helfer in allen Belangen der Heimstätte, zum Gaucho Juan. Der Einheimische kennt das Gebiet, in dem wir arbeiten, wie seine Westentasche. Ihn und seine Söhne haben wir für die Vorbereitungsarbeiten auf dem Gelände eingestellt. Oberstes Prinzip dabei: keine Umweltschäden verursachen! Mit unserer behutsamen Land-

schaftspflege zerstören wir keine einzige Pflanzenart des einheimischen Primärwaldes. Wir kommen gut voran. Sind diese Aufräumarbeiten beendet, beginnt die Errichtung des Zauns und eines Brunnens für die Wassermühle. Dann folgt der Ausbau der eigentlichen Infrastruktur: ein Haus für die Mitarbeitenden des Refugiums und ein Hauptgebäude mit Tierklinik, Konferenz-, Seminar- und Arbeitsraum.

Umwelt schonen

Bei unseren Arbeiten am Terrain haben wir Überraschendes entdeckt. Was schon bald ein Gnadenhof für Pferde sein wird, ist auch Refugium für verschiedenste einheimische Tierarten. So bewohnen Füchse bestimmte Teile des Geländes.



Räumung von abgestorbenem Holz am Equidad-Eingang

(Bild FFW)

Wann kommen die Patenschaften?

Eine Frage, die uns manche Leserinnen und Leser schon gestellt haben. Und deren Ungeduld wir teilen. Aber wir müssen uns mit den Gegebenheiten in Argentinien befrenden. Unsere Kampagne „Basta de TaS!“ (Stop der Müllabfuhr mit Pferden) wurde von den Behörden zur Sache von nationaler Bedeutung erklärt – ein ausserordentliches Ereignis! – aber zum heutigen Zeitpunkt sind die meisten Pferde noch in der Fron der Müllabfuhr eingespannt. Erst wenige sind wie *Indio* bereits von ihrer täglichen Marter befreit. Denn es braucht Zeit, bis die Botschaft „Basta de TaS“ mit ihrer vollen Bedeutung in allen Amtsstuben Fuss gefasst hat, Zeit zu einem Umdenken in **allen** Bevölkerungskreisen, Zeit, um die richtigen Fahrzeuge zu entwerfen, zu fabrizieren und an die richtigen Stellen zu verteilen. Es braucht Zeit, das erste Pferderefugium in allen seinen Phasen aufzubauen und bereit zu stellen. Ja, es braucht für all dies **mehr** Zeit als es in unseren automatisierten, elektronisierten, auf Leistung, Tempo und Produktivität gedrillten europäischen Breitengraden brauchen würde.

Doch wir kommen, gemessen an argentinischen Verhältnissen, trotz allem mit Riesenschritten voran! Bitte bleiben Sie auch in dieser Zwischenzeit an der Seite der Müllpferde mit Ihrer Liebe und mit Ihrer Unterstützung.

Wir danken Ihnen!

Fondation Franz Weber

des. Auch eine faszinierende Vielfalt von Vögeln ist auf dem Equidad-Gelände zuhause. Einige klein und unscheinbar, andere grösser und in kräftigen Farben, bevölkern sie den Wald und die Uferzone. Im Gebiet um den See leben auch Wasserschweine, Wildkatzen, Wiesel und weitere Tierarten, die noch unserer Entdeckung harren.

Daher haben wir kurzerhand das Konzept unseres Gnadenhofs erweitert. Ein Teil des Geländes soll für die Genesung einheimischer Wildtiere zur Verfügung stehen: für solche, die auf der Strasse verletzt wurden und solche, die von Privatpersonen in freier Wildbahn eingefangen, illegalerweise ein Leben als «Haustiere» fristeten. Haben sich diese einheimischen Patienten erholt, können sie wieder in ihre natürliche Umwelt zurückkehren. Gleichzeitig erstellen wir ein Inventar der heimischen Tier- und Pflanzenwelt auf unserem Gelände. Experten bestimmen das Alter der Bäume unseres Waldes, der hauptsächlich aus schwarzen und weissen Johannisbrotbäumen und Gebüsch besteht.

Kämpferin für Tiere und Natur

All dies ist grösstenteils der Zusammenarbeit mit Patricia Ferrera zu verdanken. In der Gemeinde San Marcos de Sierra, auf deren Boden unser Gnadenhof zu liegen kommt, ist sie als Gemeinderätin zuständig für Umweltschutz. Patricia ist eine grosse Kämpferin für den naturnahen Erhalt dieses Gebiets. Gerne spannen wir mit ihr zusammen zur Verteidigung der natürlichen Lebensräume. Unentwegt setzt sie sich für die Anerkennung eines Grossteils des Gemeindebodens von San Marcos Sierra als Nationalpark ein. Auf dass all diese Naturschönheiten per

Gesetz vor der Errichtung von Campingplätzen, Wohnhäusern und Hotels, vor der Abholung und Verschmutzung bewahrt bleiben.

Bahnbrechend gegen die Ausbeutung der Tiere in Lateinamerika

Ein wunderbarer Erfolg der Fondation Franz Weber ist ihre Aktion für die Müllpferde in Argentinien. Nicht nur wurde die FFW zum Jahrestreffen der Umweltminister des ganzen Landes, COFEMA, eingeladen, sondern ihre Kampagne „Basta de TaS“ (Stopp der Müllabfuhr mit Pferden) wurde an diesem Treffen in den Rang eines nationalen Gesetzes erhoben. Unsere Mitarbeiterin Alejandra Fernandez, Umweltjournalistin und erfahrene Tierschützerin, ist Ende Juli 2012 für ein Jahr nach Argentinien gereist, um den Aufbau des Gnadenhofs EQUIDAD für ehemalige Müllpferde in San Marcos Sierra zu überwachen, wo die Arbeiten auf dem Gelände rasch voranschreiten.

Ein durchschlagender Erfolg der FFW: die Kampagne Basta de TaS in Argentinien

Während einer Rundreise durch Argentinien informierte das Südamerikateam der FFW Behörden und lokale Regierungen über das Programm Basta de TaS. Darauf hin wurde die FFW eingeladen, am Jahrestreffen der Umweltminister des ganzen Landes, COFEMA, teilzunehmen. An der Konferenz wurde beschlossen, ein nationales Gesetz auszuarbeiten und anzunehmen, damit die *tracción a sangre* in ganz Argentinien abgeschafft wird. Dies wird ein überwältigender Erfolg für die Kampagne sein, für die argentinische Gesellschaft, die Müllsammler und insbesondere für die gequälten und misshandelten Pferde.

Viele lokale und regionale Umweltminister fragten nach der Präsentation direkt bei der FFW an, wie sie das Programm Basta de TaS in ihrer Region umsetzen können.

Basta de TaS, von Kampagne zu Programm geworden

Basta de TaS ist eine Kampagne der FFW, die 2011 lanciert wurde, um die *tracción a sangre* in Argentinien abzuschaffen. Unter „*tracción a sangre*“ wird die Verwendung von Pferden (und anderen Nutztieren) für das Ziehen von Karren und Fahrzeugen verstanden. Die Pferde werden dabei hauptsächlich von Müllsammlern verwendet. Die Müllsammler leben in Armut und durchsuchen die Abfälle der Gesellschaft nach wiederverwertbaren Materialien, die sie dann verkaufen.

Das Programm

Die FFW schlägt vor, dabei ihre von Pferden gezogenen Karren durch Motorfahrzeuge zu ersetzen und sie als offizielle Angestellte für die Abfallentsorgung anzustellen. Dadurch werden nicht nur die Tiere von ihren Leiden erlöst, die Müllsammler erhalten gleichzeitig auch eine würdige und von der Gesellschaft respektierte Arbeit. Die FFW berät die Behörden bei der Umsetzung von Basta de TaS und bringt die ehemaligen Müllpferde auf ihrem Gnadenhof Equidad in San Marcos Sierra (bei Córdoba) unter.

Indio – dank Basta de TaS von harter Arbeit und Qualen befreit

Während vielen Jahren zog *Indio* einen Karren durch die Strassen von Rio Cuarto (Provinz Córdoba, Argentinien). Es gibt tausende Pferde wie *Indio* und alle erleiden das gleiche Schicksal: schlecht ernährt, keine Betreuung durch

einen Tierarzt, gezwungen, einen Karren zu ziehen, der oft so schwer beladen ist, dass die Pferde ihn kaum mehr ziehen können.

Dank der Zusammenarbeit der Gemeinde Rio Cuarto und der FFW ist *Indio* heute befreit von den Qualen dieser Arbeit. Sein ehemaliger Besitzer benutzt heute ein Motorfahrzeug um wiederverwertbare Abfälle zu sammeln. Damit kann er seine Arbeit in Würde verrichten und sogar noch mehr Geld verdienen. Die Kampagne Basta de TaS kommt also Tieren und Menschen gleichermaßen zu Gute.

Der Vorschlag der FFW für ein Motorfahrzeug für die Müllsammler (der Cleaner) wurde durch weitere Vorschläge ergänzt, und so können heute die argentinischen Gemeinden auswählen, welches Modell am Besten die Bedürfnisse der Gemeinde und der Müllsammler abdecken. Die FFW steht den Gemeinden dabei beratend zur Seite.

Auf *Indio* wartet nun eine bessere Zukunft in einem Umfeld, das ihm helfen wird, sein natürliches Verhalten wieder zu erlernen. Auf dem Gnadenhof EQUIDAD der FFW kann er wieder ein starkes, gesundes und würdevolles Pferd werden. *Indio*, wir wünschen dir ein langes und glückliches Leben. Auch der ehemalige Müllsammler José Gato ist glücklich über den Tausch. Er ist heute krankenversichert und hat als offizieller Müllentsorger seine Würde wiedererlangt. Mit seinen eigenen Worten: „Früher haben die Leute mich diskriminiert, weil ich ein Pferd benutzte und weil ich Müllsammler war; heute, mit dem Motorfahrzeug, rufen mich dieselben Leute zu sich und lassen mich in ihr Heim damit ich den Abfall abhole und entsorge. Zum ersten Mal fühle ich mich als Teil der Gesellschaft.“ ■



Cepos sind schmerzhaft und schädigen die Gelenke.

(Bild FFW)



Cepo: Schwerer, sperriger Holzballast.

(Bild FFW)

Galizische Pferde in Not – Die FFW hilft

Steilküsten, türkisfarbenes Meer und grüne Berge. Galizien gehört zu Spaniens schönsten Regionen. Doch eine grausame Tradition trübt die Ästhetik jäh. Gequälte, leidende Pferde gehören leider zum Alltag in Galizien. Gemeinsam mit ihren spanischen Partnern wehrt sich die Fondation Franz Weber dagegen.

«Cepo» heisst das Teufelsding, das viele Wildpferde Galiziens martert. Eine fiese, Y-förmige Erfindung aus Holz, die das Tier an einer normalen und schnellen Fortbewegung hindert. Wirtschaftliche Bedeutung hat der Cepo nicht. Er dient bloss dem Vergnügen von Grossgrundbesitzern, Pferde auf ihren Ländereien zu haben. Unter Galiziens Viehzüchtern ist die anachronistische, grausame Tradition noch weit verbreitet. Das Pferd soll sich nicht entfernen und sich keinen Strassen nähern. Unfälle würden verhindert, lautet die bizarre Begründung. Das Gegenteil ist der Fall. Pferde geraten trotzdem auf die Fahrbahn – und können herannahenden Fahrzeugen nicht ausweichen. Der blutige Zusammenprall ist vorprogrammiert. Besonders grausam: bei Wald- und Buschbränden, wie sie diesen Sommer auch in Galizien wieder gewütet haben, können die künstlich schwerbehinder-

ten Pferde nicht fliehen. Sie erstickten oder verbrennen bei lebendigem Leib. Und auch im normalen «Alltag» scheuern sich die gemarterten Tiere dauernd die Beine an den Fusschellen wund. Offiziell ist die «Tradition» illegal – auch in Spanien. Genau deshalb wehren sich die Viehzüchter auch gegen eine Richtlinie, die alle EU-Mitgliedsländer verpflichtet, sämtliche Pferde mittels implantiertem Mikrochip zu identifizieren. Denn über den Chip könnte jedes Pferd mit «Cepo» identifiziert und eindeutig dem Besitzer zugewiesen werden. Er wäre seines illegalen Tuns überführt.

Seit vergangenem Jahr übt die spanische Abteilung der FFW auf politischer Ebene Druck aus. «Cepos» sollen auch in Galizien verschwinden. Die genannte EU-Richtlinie sei umzusetzen. Weiter besteht neu eine Hotline, wo jeder Bürger Pferde mit «Cepo» melden kann. Die Mel-

dungen werden an die Staatsanwaltschaft weitergereicht. Parallel dazu informiert eine Webseite öffentlich über die grausame Fusschellen-Praxis: www.senpexas.info. Zudem setzt sich die Fondation Franz Weber dafür ein, dass Pferde als Opfer von Misshandlung und Verwahrlosung nicht einfach konfisziert, versteigert oder gar getötet werden. Den geretteten Tieren soll ein Gebiet zur Verfügung gestellt werden, wo sie in Halbfreiheit leben können, in Sicherheit und ohne eine Gefahr für die Mitwelt darzustellen.

Bereits trägt die hartnäckige Arbeit der FFW Spanien erste Früchte:

- 50 Besitzer wurden seit Anfang 2012 angezeigt
- 27 Strafverfahren wurden 2012 gegen Besitzer eröffnet
- Ein Dekret der Region Galizien fordert die Verwendung von Mikrochips bei Pferden (in Umsetzung der europäischen Richtlinie). Das Dekret schreckt Besitzer ab, weiterhin «Cepos» zu verwenden, denn in Zukunft riskieren sie, identifiziert und gebüsst zu werden. Jeder einzelne Fall von Pferdemişbrauch wird den jeweiligen Regionalpolitikern Galiziens gemeldet. Dies stimmt zuversichtlich, dass die grausame Praxis der «Cepos» schon bald der Vergangenheit angehören wird. ■



Dieses Pferd ist mit zwei Cepos gleich doppelt behindert.

(Bild FFW)



Ein Vermächtnis zugunsten der Tiere



Unsere Arbeit ist eine Arbeit im Dienste der Allgemeinheit. Um weiterhin ihre grossen Aufgaben im Dienste von Natur und Tierwelt erfüllen zu können, wird die Stiftung Franz Weber immer auf die Grosszügigkeit hilfsbereiter Menschen zählen müssen. Als politisch unabhängige, weder von Wirtschaftskreisen noch durch staatliche Zuwendungen unterstützte Organisation ist sie auf Spenden, Schenkungen, Legate, usw. angewiesen. Die finanziellen Lasten, die die Stiftung tragen muss, werden nicht leichter

sondern immer schwerer – entsprechend dem unaufhaltsam wachsenden Druck auf Tierwelt, Umwelt und Natur.

Steuerbefreiung Die Fondation Franz Weber ist als gemeinnützige Institution von der Erbschafts- und Schenkungssteuer sowie von den direkten Staats- und Gemeindesteuern befreit. Zuwendungen können in den meisten Schweizer Kantonen vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden.

Wenn es Ihr Wunsch und Wille ist, auch über das irdische Leben hinaus noch den Tieren zu helfen, so bitten wir Sie, in Ihren letzten Verfügungen der Fondation Franz Weber zu gedenken. Der Satz in Ihrem eigenhändigen Testament: «Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____» kann für unzählige Tiere die Rettung bedeuten.

Bitte beachten Sie

Damit ein solcher Wille auch wirklich erfüllt wird, sind ein paar Formvorschriften zu wahren:

1. Das eigenhändige Testament muss eigenhändig vom Testamentgeber geschrieben sein. Dazu gehört

auch die eigenhändige Nennung des Ortes und des Datums sowie die Unterschrift.

In ein solches Testament ist einzufügen: «Vermächtnis. Hiermit vermache ich der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, den Betrag von Fr. _____».

Um sicherzugehen, dass das eigenhändige Testament nach dem Tode nicht zum Verschwinden kommt, ist zu empfehlen, das Testament einer Vertrauensperson zur Aufbewahrung zu übergeben.

2. Wer das Testament beim Notar anfertigt, kann diesen beauftragen, das Vermächtnis zugunsten der Fondation Franz Weber ins Testament aufzunehmen.

3. Wer bereits ein Testament erstellt hat, muss dieses nicht unbedingt ändern, sondern kann einen Zusatz von Hand schreiben: «Zusatz zu meinem Testament: Ich will, dass nach meinem Tode der Fondation Franz Weber, CH-1820 Montreux, Fr. _____ als Vermächtnis ausbezahlt werden. Ort und Datum _____ Unterschrift _____» (alles eigenhändig geschrieben).

Viele Tierfreunde sind sicher froh zu wissen, dass durch ein Vermächtnis an die steuerbefreite Fondation Franz Weber die oft sehr hohen Erbschaftssteuern wegfallen.

Spendenkonten

FONDATION FRANZ WEBER
CH-1820 Montreux
CCP 18-6117-3
IBAN CH31 0900 0000 1800 61173
Landolt & Cie
Banquiers
Chemin de Roseneck 6
1006 Lausanne
Konto:Fondation Franz Weber - "Legs"
IBAN CH06 0876 8002 3045 0000 2



Katalonien: Wettbewerbe mit gefangenen Singvögeln !



In winzige Käfige eingesperrt oder in enge Gitter gepfercht: Singvögel in Katalonien.

(Bild FFW)

Gemeinsam mit der Anwaltskammer von Barcelona kämpft die Fondation Franz Weber in Katalonien gegen ein Gesetz, das den Schutz verschiedener Vogelarten einschränken will.

Böse Erinnerungen werden wach, denkt man an den massenhaften Fang und Abschuss von Singvögeln der vergangenen Jahrzehnte in den südeuropäischen Ländern. Düsteres Kapitel der Vergangenheit? Leider nein. In einigen Gegenden Kataloniens wird die grausame und ausbeuterische Tradition des Singvogelfangs bis heute aufrechterhalten. Singvögel – in freier Natur eingefangen und eingesperrt, um sie an Singwettbewerben gegen einander antreten zu las-

sen. Strikte Gesetze haben diese Tradition in Europa zum Glück mittlerweile stark eingeschränkt.

Ein Schritt vorwärts, ein Schritt zurück

Doch nun tut ausgerechnet Katalonien mit seinem Verbot der Stierkämpfe – ein Triumph der Zivilisation – im Schutz der Umwelt und der Biodiversität einen unheilvollen Schritt zurück. Kataloniens neue Regierung hat die Jagd und Gefangenhaltung verschiedener Vogelarten, darunter Buchfink, Stieglitz, Ammer und Rotkehlchen, wieder «liberalisiert». Das seit 2007 gültige Gesetz 42/2007 wurde massiv abgeschwächt: in Zukunft dürfen wieder grosse Mengen der betroffenen Vogelarten gefangen,

Vögeln. Und dies im grössten Empfängerland für EU-Zahlungen – Spanien.

Kataloniens aktueller Umweltminister, ein enger Verbündeter der Jägerlobby, war massgeblich an der Ausarbeitung des neuen Gesetzes beteiligt. Es beraubt verschiedene Vogelarten ihres Schutzes und erlaubt erneut ihre Jagd und Gefangennahme in grosser Zahl, mit bis zu 60'000 Tieren pro Jahr.

Die Fondation Franz Weber hilft

Zusammen mit der Anwaltskammer hat das spanische Team der Fondation Franz Weber Einsprache gegen das neue Gesetz erhoben. Gleichzeitig klagt es gemeinsam mit der spanischen Umweltorganisation DEPANA vor der EU gegen den Kniefall der katalonischen Regierung vor der Jägerlobby. Damit Kataloniens Singvögel wieder einen angemessenen Schutz vor Jagd, Gefangenschaft und Ausbeutung geniessen. ■

eingesperrt und ausgebeutet werden. Besonders stossend: das geschieht in offener Missachtung der Europäischen Richtlinie 2009/147/CE über die Erhaltung von wildlebenden



Netzfang: oft tödliche, tierquälerische Scheusslichkeit.

(Bild FFW)

Franz Weber Territory

Wundersame Geschichten aus dem Buch der Natur

Es ist eine Perle der Natur mit einzigartigen Schätzen. Und zugleich das einzige Grossreservat für wilde Pferde im «Down Under»: Das riesige «Franz Weber Territory» in Nordaustralien. Dessen Verwalter Sam Forwood hat immer wieder wundersame Begebenheiten zu berichten aus diesem einzigartigen Refugium.

«All is well on the station». Worte, die aufatmen lassen. Sie erfreuen, immer wieder, wenn wir sie in den regelmässigen «Station Reports», den Rapporten von Sam Forwood lesen: «Auf der Station ist alles in Ordnung». Die Zeilen unseres treuen Verwalters haben uns diesmal aus dem tiefsten Winter

Australiens erreicht; auf der Südhalbkugel sind Juli und August ja die kältesten Monate. Tiefster Winter? Nun, im subtropischen Norden Australiens, wo das Franz Weber Territory gut 200 Kilometer südlich der Stadt Darwin liegt, bedeutet dies Nachmittagstemperaturen von 28 Grad. Nachts kann das Quecksilber jedoch

auf unter zehn Grad fallen. Manchmal liegt am frühen Morgen eine hauchzarte Schicht Raureif auf Gras und Pisten. Man genieße das «kalte Wetter», berichtet Sam.

Der Mann, der das Franz Weber Territory im Auftrag der Fondation Franz Weber (FFW) seit 1996 zuverlässig und mit viel Hingabe verwaltet, blickt auf eine gute Saison zurück. «In den Bach- und Flussläufen ist noch reichlich Wasser vorhanden, auch wenn die Gewässer jetzt nicht mehr fließen.» Das ist wichtig. Denn die nächste Regenzeit setzt frühestens im Lauf des Oktobers

ein, während es über die Wintermonate von Mai bis September meist trocken ist. Bis dahin sind die rund 1000 Pferde und alle anderen auf dem riesigen Gelände lebenden Wildtiere auf natürliche Tränken in Form von Teichen und Wasserlöchern entlang der Wasserläufe angewiesen.

So gross wie ein Schweizer Kanton

55'000 Hektaren unberührtes Buschland. 550 Quadratkilometer. Das ist die Ausdehnung des Franz Weber Territory. Vor 23 Jahren wurde im Nordterritorium des Südkontinents ein Traum Wirklichkeit, der Hunderttausenden von Tierfreunden am Herzen lag: Bonrook Station. 1989 konnte die FFW diese verlassene ehemalige Rinderfarm in Nordaustralien erwerben. Seither ist das Gelände als Franz-Weber-Territory zu neuem Leben erwacht. Und wie! Es dient als Refugium für an die tausend australische Wildpferde. In den 80er Jahren wurden die «Brumbies», so nennt man da verwilderte, einst aus Europa eingeführte Pferde, unbarmherzig verfolgt. Aus Regierungshelikoptern schossen Jäger sie zu Tausenden ab, mit der Begründung, die Wildpferde gehörten nicht zur einheimischen Fauna.

Doch australische Tierschützer wehrten sich in Zusammenarbeit mit dem durch die FFW ins Leben gerufenen Internationalen Gerichtshof für Tierrechte in Genf gegen den Massenabschuss. Und sie



Galahad und das verwaiste Ponyfohlen. Sie fressen zusammen vom gleichen Hafer.

(Bilder FFW)



Casanova der Prächtige, geboren 1999 auf Bonrook, von Clydesdale-Hengst Jethro und Waler-Stute Freedom

schaftten es: Die offiziell organisierten Hubschrauberjagden wurden beendet. Zudem erhielt die FFW die Erlaubnis zur Errichtung eines Brumby-Schutzgebiets. Auch heute noch ist das Franz Weber Territory das einzige Grossreservat, die einzige Freistatt für wilde Pferde in Australien. Gleichzeitig bietet das wunderschöne, parkähnliche Gelände mit artenreichem tropischem Buschwald ein willkommenes Refugium für eine grosse Anzahl von einheimischen, teils auch sehr seltenen Tierarten.

Werden und Vergehen

Sam Forwood hat in seinem Rapport Erfreuliches von der Bonrook Station zu berichten. So gehören, neben den «Water Monitors», einer stattlichen, am nahen Wasserlauf wohnenden, wasserliebenden Echsenart, auch die wunderschönen Pythons wieder zum Alltagsbild auf der Ranch. Die hier heimischen Schlangen dürften mit dem anbrechenden australischen Frühling wieder aus ihren Winterschlafquartieren hervorkommen. Während mehreren Jahren waren die friedlichen, ungefährlichen Reptile verschwunden, vermutlich infolge einer wahren Invasion der gefürchteten Büf-

felkröte. Doch offenbar haben sie gelernt, die giftigen Lurche zu meiden.

Plötzlich tauchte mit der Trockenzeit auch die Wasserbüffelkuh «Christmas» wieder bei den Koppeln auf, nachdem sie sich seit Anbruch der Regenzeit nicht mehr gezeigt hatte. Allerdings kam sie diesmal allein, ohne den rosafarbenen Büffel-Albino «Cassie». Sam suchte nach Cassie bachabwärts entlang des Bonrook Creek bis zu dessen Mündung in den Cullen River, wo sich die beiden Tiere oft aufhielten. Ohne Erfolg. Er vermutet, dass Cassie nicht mehr lebt. «Die Lebenserwartung von Albino-Wasserbüffeln ist im Vergleich zu normal pigmentierten Tieren kürzer», weiss der Rancher nach seinen Recherchen. Geschichten von der Bonrook Station sind immer auch Erzählungen aus dem Buch der Natur und deren immerwährendem Kreislauf aus Werden und Vergehen.

Wundersame Begebenheiten

So auch Sams ungewöhnliche und rührende Geschichte eines kleinen Fohlens, das während des Hochwassers im Dezember 2011 seine Mutter verlor. «Die Pony-Stute hatten wir ein Jahr zuvor geschenkt er-



In Sams streng geführten Kursen für angehende „stockmen“ (australische Cowboys) erlernen junge Australier aborigener Abstammung die ersten Begriffe von veterinärer Hilfe und den humanen, respektvollen Umgang mit Tieren und Tierherden.

halten», erzählt der treue Rancher. «Sie war schon in die Jahre gekommen; vermutlich rissen die Fluten sie mit. Wir fanden nur noch das verwaiste Fohlen.» Doch das Fohlen blieb nicht lange Waisenkind. Welche geheimnisvollen Bande zogen es zu Galahad hin, dem Grauen, den wir vor 23 Jahren aus Alice Springs nach Bonrook holten, auch er damals noch ein Fohlen und für das Schlachthaus bestimmt? Galahad, der Alte, schon fast Weisse, hat es adoptiert. «Nun folgt ihm das Kleine auf Schritt und Tritt und frisst gemeinsam mit dem Adoptiv-Vater Hafer aus dem gleichen Eimer. Das

ist sehr aussergewöhnlich; noch nie zuvor habe ich so etwas gesehen.»

Auch das eine überraschende, wundersame, wunderbare Geschichte aus dem unergründlichen Buch der Natur; aufgezeichnet im unbezahlbaren Schatz des Franz Weber Territory. Eine Geschichte aus einer phantastischen, unberührten Wildnis, wo an die tausend glückliche Pferde eine sichere Heimat gefunden haben. In ganz besonderem Masse sind es auch die Pferdepatenschaften, die alles das möglich gemacht haben und immer wieder möglich machen.

Fondation Franz Weber ■



Ein verschworenes Team: Sam Forwood mit Sohn Hamish. Auch Hamish kam 1999 zur Welt, sozusagen auf Bonrook. Er würde mit niemandem tauschen. Sein Leben mit seinem Vater und den Pferden ist in den Ferien ein einziges Abenteuer.

Die kleine Ecke, die niemand liest

„Für den Schwarzsee seh' ich schwarz“

C. Risch ist ein stiller Wanderer, der gerne erholsame Stille genießt. Diese sucht er auch am Schwarzsee – und findet sie dort immer weniger. Er sieht die Perle in den Freiburger Alpen mehr und mehr zu einem Fun-Park verkommen. Er beobachtet, wie, einem Würgegriff gleich, sich immer neue Angebote am See breit machen, wie Strassen und Bauten das Gewässer einkreisen und wie der Lärm all dieser Freizeitangebote schon heute den letzten Winkel rund um den See einholt. Und immer neue Projekte drohen den kleinen Schwarzsee seiner letzten Magie zu berauben. Nun bleibt auch C. Risch nicht mehr still. Von «Salamitaktik» spricht er und wendet sich an das Tourismusbüro und die Gemeinde Schwarzsee.

«Sie werben für den Schwarzsee, indem Sie ihn 1) als „idyllischen Bergsee“ darstellen, also einen Ort der Ruhe und Naturnähe. Andererseits versuchen Sie ihn aber auch als einen Ort anzupreisen, an dem man 2) viel "Fun" haben kann mit allerhand technischen Einrichtungen zu sportlicher Betätigung.

Ich besuche den Schwarzsee nun schon seit über zwanzig Jahren, aber ich werde es schweren Herzens wohl demnächst unterlassen. Ich gehöre zu der Gruppe von Konsumenten, die Sie unter 1) anzusprechen versuchen. Einige Jahre lang ist Ihnen zwar der Spagat zwischen 1) und 2) gelungen, doch jetzt bietet der See dem Ruhe – suchenden immer weniger. Der See ist zu klein, als dass er die vielen Aktivitäten und die dazu gehörenden Infrastrukturen verkraften könnte. Mit der Ruhe und der Natürlichkeit ist es, besonders an Wochenenden, vorbei.

Am oberen Seeende macht sich der Campingplatz breit, das linke Seeufer wird von einer asphaltierten Strasse ge-

säumt; das als Feigenblatt fungierende Weglein, das zwischen Seeufer und befahrbarer Strasse eingefügt wurde, stellt den Zustand "stiller Bergsee" nicht wieder her. Am unteren See-Ende reihen sich Restaurants. Ein in den See gebauter Steg gemahnt eher an "mondäne Seen" wie etwa den Genfer- oder Zürichsee. Letztere sind gross genug, um solche Eingriffe zu verkraften, der Schwarzsee aber nicht.

An einem Samstag im Juli zwischen 18.00 und 18.30 stieg ich vom Gantrischgebiet her kommend zum See hinab, das heisst also zum unteren See-Ende. Es war dicht gedrängt besetzt mit unter Vordächern und in offenen Restaurants sitzenden und essenden Menschen. Diese dominierten absolut den ganzen unteren Seeabschnitt. Eigentlich hätte man sich an den einzigen noch einigermaßen prospektgemäss idyllischen Seeabschnitt (linkes Seeufer, kleiner Abschnitt, in etwa 15 Minuten zu erwandern) zurückziehen können, hätte nicht das Hotel Primrose die gloriose Idee ge-

habt, ihre draussen zu Tische sitzenden Gäste mit Musik und weithin hörbarem Bassgetöse zu beschallen. Das ist wirklich der Gipfel, denn so wurde auch der letzte intakte Winkel des Schwarzsees – mindestens akustisch – denaturiert.

Das Fass ist absolut voll, die kleinsten zusätzlichen baulichen Massnahmen werden es zum Überlaufen bringen und den See zu einer wesentlichen Kulisse für Rodler, Biker, Bootfahrer etc. machen. Er ist dabei – ja, ich wage es zu sagen – seine Seele, seine Unverwechselbarkeit zu verlieren und zu einem Rummelplatz zu verkommen, wie es sie auch anderswo zu Tausenden gibt.

Gross aber prangt ein unübersehbares Plakat am unteren See-Ende: "Wir bauen für Sie". Wie nett, wie fürsorg-

lich! Zusätzliche geplante Seilbahnen und ähnliches erträgt der kleine See mit seiner fragilen Umgebung aber nicht mehr, so wenig wie Windkraftwerke und neue Gebäude mit entsprechenden Infrastrukturen. Wer jetzt noch mehr aus ihm herauspressen will, wird schliesslich alles kaputt machen und verlieren.» ■ C. Risch

«PS Wenn Sie glauben, finanziell auf die "stillen Wanderer" verzichten zu können, ist das eventuell eine Täuschung. Die "Fun-Touristen" kehren Ihnen den Rücken, wenn sie einmal mit den Trottinets zu Tal gefahren sind und zweimal die Rodelbahn benutzt haben. Die Kategorie der Ruhesuchenden ist treuer und verlangt nicht nach immer neuen, kostspieligen Strukturen, um wiederzu-kehren!»



Vorbei mit der Stille: „Wir bauen für Sie!“ – Überbauungspläne am Schwarzsee. (Bild zvg)

Die Leser haben das Wort

Alles in eine Waagschale

Sehr geehrter Herr Weber, auch ich bin ein ganzjähriger Anhänger und Unterstützer Ihrer Kampagnen. Auch mich freut die kaum erwartete Annahme Ihrer Zweitwohnungsinitiative. Unser Land und seine Bevölkerung schulden Ihnen, Ihrer Familie und Ihren Mitarbeitern grossen Dank.

Jedoch: Wir sind offensichtlich noch nicht am Ziel! Es geht jetzt um die Umsetzung Ihrer Initiative, und da hapert es in zahlreichen Belangen! Deshalb gilt es noch einmal: Alle Mann auf Deck! Konzentration der Mittel! Ich bitte Sie deshalb, das ganze Gewicht Ihrer Persönlichkeit jetzt in diese Waagschale zu werfen und alle anderen, ebenfalls wichtigen Kampagnen und Stossrichtungen auf 2013 zu verlegen! Ich und die Mehrheit von Volk und Ständen der Schweiz, wir zählen auf Ihre Hartnäckigkeit!

Dr. Jürg Fetz,
8142 Uitikon Waldegg

Tiere sollen warten

Lieber Franz Weber, Liest man den Verordnungstext des Bundesrates betr. Zweitwohnungen genau, stellt man fest, dass die Anliegen der Initianten nicht ernst genommen werden. Das ist eine klare Missachtung des mehrheitlichen Volkswillens. Die Bau- und Hotellobby von VD, GR und Berner Oberland haben sich einmal mehr durchgesetzt. Das darf so nicht weitergehen. Vielmehr bitte ich dich, Franz Weber, u.a. mit Einsprachen dafür zu sorgen, dass eine genaue Respektierung der VO durch die Gemeinden und Kantone bei der Umsetzung

passiert und bei den nun folgenden Gesetzgebungsarbeiten die Anliegen der Mehrheit unseres Volkes eindeutig beachtet werden. Ich finde, dass diese anspruchsvolle Aufgabe von dir und deinem Stab die volle Aufmerksamkeit und den vollen Einsatz erfordert. Die ebenfalls berechtigten Anliegen von Robben, Pferden, Elefanten oder gegen Stierkämpfe müssen nun etwas zurückstehen.

Werner Hübscher,
3654 Gunten

Nichts kommt zu kurz –

Eine Richtigstellung der Fondation Franz Weber

Nicht nur Herr Werner Hübscher und Dr. Jürg Fetz haben uns im gleichen Sinn geschrieben, auch andere Leser ermahnen uns, jetzt alle anderen Anliegen und Kampagnen zurückzustellen und unsere sämtlichen Kräfte und Mittel voll auf die Umsetzung der Zweitwohnungsinitiative zu konzentrieren. Aber es ist klar, dass unsere Kampagnen für notleidende und gefährdete Tiere und für die Abschaffung der Stierkämpfe auch in dieser Phase unvermindert weitergehen. Das ist eine Aufgabe und Verpflichtung, die wir nicht zurückstellen oder auf später verlegen können. Unsere hochqualifizierten Mitarbeiter in den entsprechenden Gebieten erfüllen diese Verpflichtung mit persönlichem Engagement und mit Erfolg. Unsere Arbeit und voller Einsatz für die korrekte Umsetzung der Zweitwohnungsinitiative wird dadurch in keiner Weise eingeschränkt.

Vera Weber

Der Kniefall des Bundesrates

Darf ich Sie freundlichst bitten, meine Meinungsäusserung in Ihrem so guten und

jedesmal höchst interessanten Journal zu publizieren. Nicht nur inhaltlich ist die Zeitschrift vorbildlich und lobenswert, auch das Layout ist perfekt. Vielen Dank für all Eure beispielhaften und zukunftsweisenden Bemühungen und allerbeste Grösse.

«Mit dem Entscheid, die Volksinitiative «Schluss mit dem uferlosen Bau von Zweitwohnungen» statt auf den 1. September erst auf den 1. Januar 2013 in Kraft zu setzen, was mit etwas gutem Willen durchaus machbar gewesen wäre, verriet der Bundesrat seine wahre Denkweise. Er hat sich der Lobby der geradezu übereifrigen Baubranche und der mächtigen Tourismusstrategen wohlwollend ergeben. Einmal mehr bestätigt sich das wahre Sprichwort: Geld regiert die Welt. Eben nicht nur in Ländern mit macht- und geldgeilen Diktatoren, sondern auch in unserer diesbezüglich beeinflussbaren Demokratie. Für mich sind diese PolitikerInnen keine respektvollen Volksvertreter, sondern gut angezogene und schön frisierte Marionetten der starken, federführenden Wirtschaftsorganisationen. Ich bin sehr enttäuscht!»

Peter Suter, 5742 Kölliken

Einer der schönsten Tage

Lieber Franz Weber, Liebe Vera Weber, Liebes Fondation-Weber-Team, Danke, danke, danke, danke!!!! Danke für ALLES, was Sie für uns, die Schweiz, für die Tiere, für die Welt machen! Danke! Wir sind Ihnen so unendlich dankbar, wir bewundern und verehren Sie und wünschen Ihnen viel, viel Kraft, damit Sie noch lange für die ganze Welt weiterkämpfen können. Seit 45J lebe ich in Klosters-Davos (dort

aufgewachsen). Mit grosser Trauer und Schrecken musste ich über alle diese Jahre mitansehen, wie unsere wunderbare Gegend zugepflastert wird und überall leerstehende Häuser entstehen.

Der 11. März 2012 war einer der schönsten Tage in meinem Leben! Endlich tut sich was! Doch leider müssen wir alle in der ganzen Schweiz nun mitansehen, was jetzt noch geplant wird an Bauten etc. Auch bei uns in Klosters-Davos wird noch so viel wie möglich aus dem Boden gestampft! Ganz zu schweigen von der geplanten Olympiade!!!! Bitte machen Sie weiter! Bitte kämpfen Sie dafür, dass unsere schöne Schweiz (und Welt) doch noch erhalten bleibt!

Name und Adresse sind der Redaktion bekannt

Alpenkantone sind selber schuld

Das Wallis ist eine wundervolle Landschaft, vielfältig, sonnenbeschienen. Es erstreckt sich vom Gotthardmassiv bis an den Genfersee, ist aufgeteilt in zwei Sprachregionen und zwei Kulturen. Das Wallis war immer Durchgangsland. Bewohnt von fleissigen Leuten, welche die harte, gefährliche Landschaft zu einem Paradies ausbauten. Wunderschöne Ortschaften mit einer über 3000-jährigen Geschichte. In diesem Land wohnen stolze und freie Bürger und Bürgerinnen, die immer bereit waren, Fremde in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Das ist für den Schreibenden eine tolle Eigenschaft.

Seit Jahrzehnten kennt der Schreibende das Wallis. Er tat auch zwei Mal Militärdienst in der Gegend von Turtmann-Naters. Durch die Burgerge-

Die Leser haben das Wort

Alles in eine Waagschale

Sehr geehrter Herr Weber, auch ich bin ein ganzjähriger Anhänger und Unterstützer Ihrer Kampagnen. Auch mich freut die kaum erwartete Annahme Ihrer Zweitwohnungsinitiative. Unser Land und seine Bevölkerung schulden Ihnen, Ihrer Familie und Ihren Mitarbeitern grossen Dank.

Jedoch: Wir sind offensichtlich noch nicht am Ziel! Es geht jetzt um die Umsetzung Ihrer Initiative, und da hapert es in zahlreichen Belangen! Deshalb gilt es noch einmal: Alle Mann auf Deck! Konzentration der Mittel! Ich bitte Sie deshalb, das ganze Gewicht Ihrer Persönlichkeit jetzt in diese Waagschale zu werfen und alle anderen, ebenfalls wichtigen Kampagnen und Stossrichtungen auf 2013 zu verlegen! Ich und die Mehrheit von Volk und Ständen der Schweiz, wir zählen auf Ihre Hartnäckigkeit!

Dr. Jürg Fetz,
8142 Uitikon Waldegg

Tiere sollen warten

Lieber Franz Weber, Liest man den Verordnungstext des Bundesrates betr. Zweitwohnungen genau, stellt man fest, dass die Anliegen der Initianten nicht ernst genommen werden. Das ist eine klare Missachtung des mehrheitlichen Volkswillens. Die Bau- und Hotellobby von VD, GR und Berner Oberland haben sich einmal mehr durchgesetzt. Das darf so nicht weitergehen. Vielmehr bitte ich dich, Franz Weber, u.a. mit Einsprachen dafür zu sorgen, dass eine genaue Respektierung der VO durch die Gemeinden und Kantone bei der Umsetzung

passiert und bei den nun folgenden Gesetzgebungsarbeiten die Anliegen der Mehrheit unseres Volkes eindeutig beachtet werden. Ich finde, dass diese anspruchsvolle Aufgabe von dir und deinem Stab die volle Aufmerksamkeit und den vollen Einsatz erfordert. Die ebenfalls berechtigten Anliegen von Robben, Pferden, Elefanten oder gegen Stierkämpfe müssen nun etwas zurückstehen.

Werner Hübscher,
3654 Gunten

Nichts kommt zu kurz –

Eine Richtigstellung der Fondation Franz Weber

Nicht nur Herr Werner Hübscher und Dr. Jürg Fetz haben uns im gleichen Sinn geschrieben, auch andere Leser ermahnen uns, jetzt alle anderen Anliegen und Kampagnen zurückzustellen und unsere sämtlichen Kräfte und Mittel voll auf die Umsetzung der Zweitwohnungsinitiative zu konzentrieren. Aber es ist klar, dass unsere Kampagnen für notleidende und gefährdete Tiere und für die Abschaffung der Stierkämpfe auch in dieser Phase unvermindert weitergehen. Das ist eine Aufgabe und Verpflichtung, die wir nicht zurückstellen oder auf später verlegen können. Unsere hochqualifizierten Mitarbeiter in den entsprechenden Gebieten erfüllen diese Verpflichtung mit persönlichem Engagement und mit Erfolg. Unsere Arbeit und voller Einsatz für die korrekte Umsetzung der Zweitwohnungsinitiative wird dadurch in keiner Weise eingeschränkt.

Vera Weber

Der Kniefall des Bundesrates

Darf ich Sie freundlichst bitten, meine Meinungsäusserung in Ihrem so guten und

jedesmal höchst interessanten Journal zu publizieren. Nicht nur inhaltlich ist die Zeitschrift vorbildlich und lobenswert, auch das Layout ist perfekt. Vielen Dank für all Eure beispielhaften und zukunftsweisenden Bemühungen und allerbeste Grösse.

«Mit dem Entscheid, die Volksinitiative «Schluss mit dem uferlosen Bau von Zweitwohnungen» statt auf den 1. September erst auf den 1. Januar 2013 in Kraft zu setzen, was mit etwas gutem Willen durchaus machbar gewesen wäre, verriet der Bundesrat seine wahre Denkweise. Er hat sich der Lobby der geradezu übereifrigen Baubranche und der mächtigen Tourismusstrategen wohlwollend ergeben. Einmal mehr bestätigt sich das wahre Sprichwort: Geld regiert die Welt. Eben nicht nur in Ländern mit macht- und geldgeilen Diktatoren, sondern auch in unserer diesbezüglich beeinflussbaren Demokratie. Für mich sind diese PolitikerInnen keine respektvollen Volksvertreter, sondern gut angezogene und schön frisierte Marionetten der starken, federführenden Wirtschaftsorganisationen. Ich bin sehr enttäuscht!»

Peter Suter, 5742 Kölliken

Einer der schönsten Tage

Lieber Franz Weber, Liebe Vera Weber, Liebes Fondation-Weber-Team, Danke, danke, danke, danke!!!! Danke für ALLES, was Sie für uns, die Schweiz, für die Tiere, für die Welt machen! Danke! Wir sind Ihnen so unendlich dankbar, wir bewundern und verehren Sie und wünschen Ihnen viel, viel Kraft, damit Sie noch lange für die ganze Welt weiterkämpfen können. Seit 45J lebe ich in Klosters-Davos (dort

aufgewachsen). Mit grosser Trauer und Schrecken musste ich über alle diese Jahre mitansehen, wie unsere wunderbare Gegend zugepflastert wird und überall leerstehende Häuser entstehen.

Der 11. März 2012 war einer der schönsten Tage in meinem Leben! Endlich tut sich was! Doch leider müssen wir alle in der ganzen Schweiz nun mitansehen, was jetzt noch geplant wird an Bauten etc. Auch bei uns in Klosters-Davos wird noch so viel wie möglich aus dem Boden gestampft! Ganz zu schweigen von der geplanten Olympiade!!!! Bitte machen Sie weiter! Bitte kämpfen Sie dafür, dass unsere schöne Schweiz (und Welt) doch noch erhalten bleibt!

Name und Adresse sind der Redaktion bekannt

Alpenkantone sind selber schuld

Das Wallis ist eine wundervolle Landschaft, vielfältig, sonnenbeschienen. Es erstreckt sich vom Gotthardmassiv bis an den Genfersee, ist aufgeteilt in zwei Sprachregionen und zwei Kulturen. Das Wallis war immer Durchgangsland. Bewohnt von fleissigen Leuten, welche die harte, gefährliche Landschaft zu einem Paradies ausbauten. Wunderschöne Ortschaften mit einer über 3000-jährigen Geschichte. In diesem Land wohnen stolze und freie Bürger und Bürgerinnen, die immer bereit waren, Fremde in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Das ist für den Schreibenden eine tolle Eigenschaft. Seit Jahrzehnten kennt der Schreibende das Wallis. Er tat auch zwei Mal Militärdienst in der Gegend von Turttmann-Naters. Durch die Burgerge-

meinde Nidau konnte meine Familie ein Chalet oberhalb von Troistorrents an der Sommerstrasse nach Morgins für einige Sommer mieten. Die Aussicht war gewaltig. Nach Osten das gewaltige Gebirgsmassiv der Dents du Midi. Die Landschaft war an den Hängen der Berge unverbaut, und um das Chalet waren fast keine Häuser. Einzig zirka 50 Meter weiter unten, angelehnt an den Schattenwald des Säumerwegs, la Savolaire, stand ein altes, sehr hübsches Val-d'Illeiz-Haus. Einige Jahre später besuchten wir das alte Paradies – nichts war mehr, wie es gewesen – alles Häuser, Häuser, und nochmals Häuser, die Landschaft war verhäuselt. Unsere Tochter meinte damals: «In diese Gegend komme ich nie mehr in die Ferien».

Nun, die Mehrheit der Eidgenossen und Eidgenossen sind gleicher Meinung und haben die Initiative «Stopp dem Zweitwohnungsbau» zur Mehrheit verholten. Wenn die Alpenkantone die Abstimmung verloren haben, sind sie selber schuld. Vor lauter Gier nach Geld haben sie nicht gemerkt, dass sie ihr wunderschönes Land mit unnötigen Bauten zerstören. Sie hätten wohl besser Investitionen für modernere Hotelbauten eingesetzt. Österreich hat es ihnen vorgemacht – aber sie haben das nicht zur Kenntnis nehmen wollen.

Hans Brogni, 2562 Port

Die paradiesische Stille von früher

Sehr geehrter Herr Weber, Ganz herzlich möchten wir uns bei Ihnen bedanken, dass Sie die Zweitwohnungsinitiative eingereicht haben und damit Erfolg hatten. Die

letzten Jahre haben wir in unserem Feriendorf Chandolin unter Baulärm und Abgasen von Last- und Handwerkerautos gelitten. Nun ist wieder die paradiesische Stille von früher eingekehrt, und rechtzeitig konnte ein übertriebenes Wachstum des hübschen Walliserdorfes vermieden werden. Wir sind glücklich!!

*Käthi und Benjamin Fueter,
3012 Bern*

Die Einsicht wird kommen

Werte Familie Weber, mit Interesse haben wir Ihren Kampf für die Zweitwohnungsinitiative mitverfolgt. Auch wenn es auf den ersten Blick für uns Walliser hart sein mag, sich einem «Diktat» aus der Ausserschweiz beugen zu müssen, denken nicht alle Walliser gleich. Auch wir leben in einem Tourismusort, an dem viel, ja in den letzten Jahren masslos zu viel gebaut wurde. Und wir sind schlussendlich doch froh über das Abstimmungsresultat. Die Einsicht wird auch in unserer Region sicherlich nach und nach kommen, dass es so nicht weitergehen konnte.

Wir danken Ihnen für Ihren Kampf und Ihr Engagement, weil, an den eigenen Haaren hätten wir uns nicht aus diesem «Sumpf» von Spekulation und Landschaftverschandelung herausziehen können. Ziehen Sie Ihre Versprechen der Initiative konsequent durch, denn momentan wird an allen Ecken und Enden versucht, Schlupflöcher zu finden, um weiterhin unsere schöne Bergwelt und die Zukunft unserer Nachkommen aufs Spiel zu setzen.

Familie Bumann (die Adresse ist der Redaktion bekannt)

Echter Lesespas

Lieber Herr Roth, Soeben habe ich Ihren Beitrag im «Franz Weber Journal» zur Zweitwohnungsinitiative gelesen. Ich freue mich mit Ihnen und Franz Weber über die Annahme dieser wichtigen Vorlage! Aber noch etwas freut und erheitert mich ungemein an Ihrem Artikel: Der Satz «Bestellte aufgestellte Angestellte stellen Stellwände» ist schlichtweg genial und höherer Humor!!! Bravo!!! Gratuliere! Weiter so! Lesen macht so Spass!! Mit vielen herzlichen, politischen und humorvollen Grüßen aus Luzern und weiterhin viel Glück.

Urs Liechti, 6005 Luzern

Gratulation zum 85. Geburtstag

Die Stimme der Stummen und Ungehörten, die schützende Hand der Verfolgten und Wehrlosen, der Titan hat Geburtstag. Alles Gute zum Wiegenfeste Franz Webers - und Danke, Dankeschön für alles! Mit Hochachtung und Ehrerbietung:

*René Knoepfel,
3619 Inner Eriz*

Freudentränen

Als Hobbyreisender führte mich letzthin der schöne Raddampfer «Lötschberg» von Interlaken nach Giessbach See, und nach dem Bestaunen der zur Zeit mit viel Wasser bestückten, ganz eindrücklichen Giessbachfälle genoss ich meinen alljährlichen Besuch des Hotels Giessbach mit einem feinen Mittagessen auf der prächtigen Terrasse mit direktem Blick zu den Wasserfällen. Ohne Freudentränen gings nicht, und immer wieder sagte ich mir: Franz Weber sei Dank!

*Christoph Ogg,
8003 Zürich*

Bauboom beunruhigt seit Jahren

Sehr geehrter Herr Weber, Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung für die ECOPOP-Initiative! Seit Jahren unterstützen meine Gattin und ich Ihre Stiftung. Besonders gefreut haben wir uns natürlich über Ihren Erfolg bei der Zweitwohnungsinitiative. Da mich die massive Verbetonierung und der ungebremste Bauboom in der Schweiz seit Jahren beunruhigen, habe ich mich sehr gefreut, dass Sie die ECOPOP-Initiative in Ihrer Publikation vorstellen werden. Die Reaktionen von Pro Natura und WWF auf Ihren mutigen Auftritt haben mich sehr geärgert, ich bin deshalb bei beiden Organisationen ausgetreten.

*Prof. Dr. Hans Sigg-Forycki,
8400 Winterthur*

Balsam für vernünftige Seelen

Sehr geehrter Herr Weber, von ganzem Herzen möchte ich Ihnen danken für die Unterstützung der intelligenten ECOPOP-Initiative. Unter all den negativen Meldungen ist diese Nachricht Balsam für vernünftige Seelen. Schon die Frage von Res Strehle im Tagesanzeiger vom 9.8.2012 «Wird ECOPOP salonfähig?» zeigt, wie absolut weltfremd gewisse sogenannte Gutmenschen agieren und gerade damit alles kaputtmachen. Auch die finanzielle Hurerei, die im Volke nach Ihrer sehr berechtigten Volksinitiative gegen Zweitwohnungen mit irre vielen Baugesuchen um sich griff, zeigt doch schön auf, dass es griffigere Massnahmen als «verdichtetes Bauen, Alternativenenergien, Appelle an die Überkonsumierenden (Tagi-Originalton...)» braucht. Gerade diese Massnahmen

meinde Nidau konnte meine Familie ein Chalet oberhalb von Troistorrents an der Sommerstrasse nach Morgins für einige Sommer mieten. Die Aussicht war gewaltig. Nach Osten das gewaltige Gebirgsmassiv der Dents du Midi. Die Landschaft war an den Hängen der Berge unverbaut, und um das Chalet waren fast keine Häuser. Einzig zirka 50 Meter weiter unten, angelehnt an den Schattenwald des Säumerwegs, la Savolaire, stand ein altes, sehr hübsches Val-d'Illeiz-Haus. Einige Jahre später besuchten wir das alte Paradies – nichts war mehr, wie es gewesen – alles Häuser, Häuser, und nochmals Häuser, die Landschaft war verhäuselt. Unsere Tochter meinte damals: «In diese Gegend komme ich nie mehr in die Ferien».

Nun, die Mehrheit der Eidgenossen und Eidgenossen sind gleicher Meinung und haben die Initiative «Stopp dem Zweitwohnungsbau» zur Mehrheit verholpen. Wenn die Alpenkantone die Abstimmung verloren haben, sind sie selber schuld. Vor lauter Gier nach Geld haben sie nicht gemerkt, dass sie ihr wunderschönes Land mit unnötigen Bauten zerstören. Sie hätten wohl besser Investitionen für modernere Hotelbauten eingesetzt. Österreich hat es ihnen vorgemacht – aber sie haben das nicht zur Kenntnis nehmen wollen.

Hans Brogni, 2562 Port

Die paradiesische Stille von früher

Sehr geehrter Herr Weber, Ganz herzlich möchten wir uns bei Ihnen bedanken, dass Sie die Zweitwohnungsinitiative eingereicht haben und damit Erfolg hatten. Die

letzten Jahre haben wir in unserem Feriendorf Chandolin unter Baulärm und Abgasen von Last- und Handwerkerautos gelitten. Nun ist wieder die paradiesische Stille von früher eingekehrt, und rechtzeitig konnte ein übertriebenes Wachstum des hübschen Walliserdorfes vermieden werden. Wir sind glücklich!!

*Käthi und Benjamin Fueter,
3012 Bern*

Die Einsicht wird kommen

Werte Familie Weber, mit Interesse haben wir Ihren Kampf für die Zweitwohnungsinitiative mitverfolgt. Auch wenn es auf den ersten Blick für uns Walliser hart sein mag, sich einem «Diktat» aus der Ausserschweiz beugen zu müssen, denken nicht alle Walliser gleich. Auch wir leben in einem Tourismusort, an dem viel, ja in den letzten Jahren masslos zu viel gebaut wurde. Und wir sind schlussendlich doch froh über das Abstimmungsresultat. Die Einsicht wird auch in unserer Region sicherlich nach und nach kommen, dass es so nicht weitergehen konnte.

Wir danken Ihnen für Ihren Kampf und Ihr Engagement, weil, an den eigenen Haaren hätten wir uns nicht aus diesem «Sumpf» von Spekulation und Landschaftverschandelung herausziehen können. Ziehen Sie Ihre Versprechen der Initiative konsequent durch, denn momentan wird an allen Ecken und Enden versucht, Schlupflöcher zu finden, um weiterhin unsere schöne Bergwelt und die Zukunft unserer Nachkommen aufs Spiel zu setzen.

Familie Bumann (die Adresse ist der Redaktion bekannt)

Echter Lesespas

Lieber Herr Roth, Soeben habe ich Ihren Beitrag im «Franz Weber Journal» zur Zweitwohnungsinitiative gelesen. Ich freue mich mit Ihnen und Franz Weber über die Annahme dieser wichtigen Vorlage! Aber noch etwas freut und erheitert mich ungemein an Ihrem Artikel: Der Satz «Bestellte aufgestellte Angestellte stellen Stellwände» ist schlichtweg genial und höherer Humor!!! Bravo!!! Gratuliere! Weiter so! Lesen macht so Spass!! Mit vielen herzlichen, politischen und humorvollen Grüßen aus Luzern und weiterhin viel Glück.

Urs Liechti, 6005 Luzern

Gratulation zum 85. Geburtstag

Die Stimme der Stummen und Ungehörten, die schützende Hand der Verfolgten und Wehrlosen, der Titan hat Geburtstag. Alles Gute zum Wiegenfeste Franz Webers - und Danke, Dankeschön für alles! Mit Hochachtung und Ehrerbietung:

*René Knoepfel,
3619 Inner Eriz*

Freudentränen

Als Hobbyreisender führte mich letzthin der schöne Raddampfer «Lötschberg» von Interlaken nach Giessbach See, und nach dem Bestaunen der zur Zeit mit viel Wasser bestückten, ganz eindrücklichen Giessbachfälle genoss ich meinen alljährlichen Besuch des Hotels Giessbach mit einem feinen Mittagessen auf der prächtigen Terrasse mit direktem Blick zu den Wasserfällen. Ohne Freudentränen gings nicht, und immer wieder sagte ich mir: Franz Weber sei Dank!

*Christoph Ogg,
8003 Zürich*

Bauboom beunruhigt seit Jahren

Sehr geehrter Herr Weber, Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung für die ECOPOP-Initiative! Seit Jahren unterstützen meine Gattin und ich Ihre Stiftung. Besonders gefreut haben wir uns natürlich über Ihren Erfolg bei der Zweitwohnungsinitiative. Da mich die massive Verbetonierung und der ungebremste Bauboom in der Schweiz seit Jahren beunruhigen, habe ich mich sehr gefreut, dass Sie die ECOPOP-Initiative in Ihrer Publikation vorstellen werden. Die Reaktionen von Pro Natura und WWF auf Ihren mutigen Auftritt haben mich sehr geärgert, ich bin deshalb bei beiden Organisationen ausgetreten.

*Prof. Dr. Hans Sigg-Forycki,
8400 Winterthur*

Balsam für vernünftige Seelen

Sehr geehrter Herr Weber, von ganzem Herzen möchte ich Ihnen danken für die Unterstützung der intelligenten ECOPOP-Initiative. Unter all den negativen Meldungen ist diese Nachricht Balsam für vernünftige Seelen. Schon die Frage von Res Strehle im Tagesanzeiger vom 9.8.2012 «Wird ECOPOP salonfähig?» zeigt, wie absolut weltfremd gewisse sogenannte Gutmenschen agieren und gerade damit alles kaputtmachen. Auch die finanzielle Hurerei, die im Volke nach Ihrer sehr berechtigten Volksinitiative gegen Zweitwohnungen mit irre vielen Baugesuchen um sich griff, zeigt doch schön auf, dass es griffigere Massnahmen als «verdichtetes Bauen, Alternativenenergien, Appelle an die Überkonsumierenden (Tagi-Originalton...)» braucht. Gerade diese Massnahmen

werden seit Jahrzehnten propagiert, wir sehen die kümmerlichen Resultate und wundern uns, wo «gouverner c'est prévoir» geblieben ist. Die Wahrheit selbst ist nie «heikel», heikel sind nur Halbwahrheiten und das Schweigen. Hoffentlich führt Ihre wunderbare Tochter das Engagement (auch betreffend ECOPOP) weiter. Vielleicht erwachen die sogenannten Gutmenschen doch noch zur rechten Zeit, es wäre der Menschheit zu gönnen.

Dr. med. Peter Meyer, Zürich

Vorbilder

Liebe Frau Lindbergh, Die hundertste Ausgabe des Journals Franz Weber. Sie ist das Bewegendste, was ich seit vielen Jahren gelesen habe. Von so vielen Seiten so viel Hochachtung, Bewunderung, Liebe. Wenn jemand das verdient hat, ist es auch in meinen Augen Franz Weber. Was für ein begnadeter Mensch, ein Geschenk für Menschen, Tiere und Natur! Ihr Beitrag, Frau Lindbergh, hat mich ganz besonders berührt! Es ist wunderbar, dass wir Vorbilder wie Franz Weber haben, und ich wünsche ihm, seiner Frau Judith und seiner Tochter Vera und Ihnen allen, die an seinem grossen menschlichen Werk mitarbeiten, eine gesegnete Zukunft mit bestmöglicher Gesundheit, viel Kraft und Vitamine L. Doch, doch, das gibt's. Vitamin L (Lachen) ist das Beste, was wir für Körper und Seele tun können, und ausserdem ist's gratis.

Irene Hedrich, 8057 Zürich

Das gabs früher nicht

Bin eigentlich hoch erfreut zu hören, über die Forderung der Bergbauern, dass Bauern mehr Subventionen erhalten, d.h. 1.Franken pro Tier,

wenn sie den Kühen die Hörner nicht ausbrennen. Daher mache ich den einfachen Vorschlag: Jeder sogenannte «Bauer» der enthornt, bezahlt den Bauern, die nicht diese unnötige, brutale Enthornung tätigen, Subventionen pro Tier und Tag. Jeder, der seine Tiere verstümmelt und entstellt und ihnen den für Kühe nützlichen Kopfschmuck stiehlt, soll finanzielle Einbussen haben! Lasst den Rindern die Hörner. Der fadenscheinige Vorwand der Enthornung dient nur der Massentierhaltung, sprich Profitgier! Das gabs früher nicht!

Missbraucht nicht euer Vieh, um noch mehr Geld zu ergattern. Hoffe, das Bundesamt für Landwirtschaft prüft das Anliegen zu Gunsten der Tiere.

*Heidy Wegmann,
3852 Ringgenberg*

Enthornung von Rind und Ziege

Mit grosser Hoffnung auf Ihren Einsatz und Ihre Kraft wende ich mich an Sie im Kampf gegen die grausame Verstümmelung durch Enthornung. Die lebenslangen Qualen mit dem Verlust ihres Sensors für das Sozialverhalten ist kaum messbar. Ich beobachte Kühe mit und ohne Hörner und stelle das verschiedene Verhalten fest; abgesehen davon, dass schon die Enthornung von Kälbern sehr schmerzhaft ist. Natürlich überwiegen die sogenannten Gründe zur Enthornung; dass diese in der heutigen Nutztierhaltung ökonomisch nicht relevant sind, will man nicht wahr haben. Mit meinen Zeilen möchte ich einen Impuls auslösen, damit ein Zeichen gesetzt wird. Hilfe und Unterstützung wird es geben: Schweizer Tierschutz, Stif-

tung für das Tier im Recht, KAG Freiland, die Bevölkerung und viele mehr. Wie sehr hoffe ich auf Sie, liebe Familie Weber.

*Dorothea Stoller-Berger,
3714 Frutigen*

*Beigelegt Kopie aus dem Buch:
Kühe verstehen lernen. Martin Ott, Faro Verlag AG,
5600 Lenzburg.*

Mit Steuern geknebelt

Sehr geehrter Herr Weber, Sie als Tier und Umweltschützer möchte ich gerne

bitten, uns arme Schweizer zu schützen. Wir geschundene Steuerzahler werden ausgepresst, ausgenutzt, hintergangen und mit Steuern geknebelt, für die vielen, vielen, vielen Ausländer. Und der Bundesrat macht nichts für uns arme Eidgenossen oder sonst erzählt er etwas, das man nicht versteht. Wie Sie sagen, sind wir viel zu viele Leute oder zu viel Volk. Sie guter Herr Weber, helfen Sie uns bitte.

R.R. Schmid, Bern

Buchtip

Rudolf Passian

Der verhängnisvollste Irrtum unserer Zeit

«Nach dem Tod ist es nicht aus und vorbei – im Gegenteil!»



Ein Buch, das allen jenen Mitmenschen Kraft vermitteln kann, denen ein hartes Schicksal zuteil wurde. Der mehrfach ausgezeichnete Forscher Rudolf Passian schrieb es «für Einsame, Trauernde, Verlassene, Schmerzen Leidende, Verzweifelte. Für allein erziehende Mütter oder Väter, die unverzagt ihren Pflichten nachkommen. Für Hinterbliebene, die bitterlich um einen Verstorbenen trauern, der ihnen alles bedeutete. Für religiös Entwurzelte, die keinen Sinn mehr für ihr Leben- und

Leidenmüssen erkennen, und für solche, die meinen, ein Selbstmord würde alle Probleme lösen. Auch für solche, die um ihren Arbeitsplatz bangen müssen oder «gemobbt» werden. Und für alle, deren Partnerschaft zerbrach oder sich in Gefahr befindet.»

Ein Buch, das zu einer gründlichen Kurskorrektur verhelfen könnte, um aus dem Teufelskreis von Schuld und Sühne herauszukommen, indem man lernt, fortan Ursachen zu setzen, die zeitlos Gutes zur Folge haben.

Der Autor widmet seinen ersten Teil «dem mutigen und erfolgreichen Natur- und Tierschützer Franz Weber samt Familie und allen seinen opferbereiten Helfern». Im Buchhandel. Preis CHF 29.90.

Postkarten der Fondation Franz Weber



Meine Schweiz



Lasst uns unsere Hörner



Stopp Stierkampf



Lasst uns leben 1



Lasst uns leben 2

Kalender der Fondation Franz Weber 2013

Meine Schweiz

Kaum ein Ereignis hat in den letzten Jahren unser Land und seine Bevölkerung derart beschäftigt und aufgewühlt wie das unerwartete JA zur eidgenössischen Volksinitiative „Schluss mit uferlosem Bau von Zweitwohnungen“. Vielen Landsleuten ist erst durch die Initiative wieder richtig bewusst geworden, wie einmalig schön die Schweiz ist – und wie bedroht ihre Landschaften sind.

Und dass wir unerschütterlich festhalten müssen an diesem gemeinsamen Erbe.

Unser Jahreskalender „Meine Schweiz“, mit 12 Bildern so schön und eigenartig wie das Deckblatt soll uns jeden Tag des Jahres in

Erinnerung rufen, dass wir in unserem Land einen Schatz von Juwelen besitzen, der sich nicht durch Geld und Profit ersetzen lässt.

FONDATION FRANZ WEBER



**Unser neuer Kalender
ist ein ideales Geschenk!
(48 cm x 33 cm)**

Bestellungen

Ich bestelle:

..... **Jahreskalender** 2013 à CHF 49.50
(+ Porto)

Satz à mindestens **5 Postkarten**
für CHF 10.–, jede weitere 2.–, (+ Porto):
Stellen Sie sich Ihren Satz zusammen:

- «Meine Schweiz»
- «Lasst uns unsere Hörner»
- «Stopp Stierkampf»
- «Lasst uns leben 1»
- «Lasst uns leben 2»

Vielen Dank für Ihre Unterstützung.

Name: _____

Vorname: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Bestellcoupon bitte einsenden an:
Fondation Franz Weber, Case postale, CH-1820 Montreux 1
ffw@ffw.ch

Vor 50 Jahren in Paris



Rückblende auf Franz Webers
Pariser Reporterjahre (1949-1974)

Franz Weber - Bildnisse berühmter Zeitgenossen



Minou Drouet heisst die blutjunge Dichterin, der Frankreich staunend applaudiert...

Ihr Leben ist ein Märchen

1966. Mit vier Jahren war sie noch blind. Mit sechs konnte sie noch nicht gehen, kaum sprechen und keinen Esslöffel halten. Das Waisenkind Minou Drouet, 1947 in der Bretagne geboren, galt als geistig beschränkt. Zwei Jahre später stand die Achtjährige mit ihrem ersten Buch im Kreuzfeuer der Literaturkritik. Heute wissen auch die Zweifler, Minou Drouet ist ein ganz aussergewöhnliches Talent: Lyrikerin, Romanautorin, Komponistin und Chansonette. Dass sie nebenher als Krankenschwester arbeitet, macht die Bewunderung für sie noch grösser. Constanze-Reporter Franz Weber hat diese seltsame junge Frau, die inzwischen achtzehn geworden ist, in Paris interviewt.

Paris, Rue des Moines Nr. 15, dritter Stock. Minou Drouet öffnet die Tür: «Herzlich willkommen!» Sie trägt einen rot

karierten Faltenrock, rote Schuhe mit kleinen Absätzen und einen grauen Rollkragenpulli. Ihr langes, dunkel-

blondes Haar ist aus der Stirn gekämmt, hoch am Hinterkopf zusammengebunden und fällt ihr locker auf den Rücken.

«Ich bekomme viele Heiratsanträge aus Amerika, England, Deutschland, Italien, Österreich. Ich lache nur!»

Eine kleine, energisch fröhliche Frau taucht neben Minou auf: ihre Adoptivmutter. Auch sie heisst mich willkommen. Wir gehen in die Stube. Von den Wänden herab blicken ein Dutzend Porträts von dem Wunderkind

Minou Drouet: Öl, Wasserfarbe, Kohlenstift. «Welches Bild gefällt Ihnen am besten?» frage ich Minou. Die Mutter antwortet für sie: «Alle gefallen ihr prima... Nicht wahr, Minou?» Minou nickt errötend. Sie wirkt höchst jungfräulich, fast schüchtern, obwohl sie nicht schüchtern ist. Ich frage sie ohne Umschweife, ob die Liebe noch nicht an ihr Herz geklopft habe. Da lacht sie blitzklar, schüttelt den Kopf. «Oh, nein!» Sie schaut mich eine Weile an und lacht wieder. Sie sieht aus wie ein Kind: unschuldig, natürlich. «Das ist aber nur noch eine Frage der Zeit!» prophezeie ich. Ihr Ge-



Minou Drouet erhielt nach Veröffentlichung von Franz Webers Interview in der Constanze (1966 mit einer Auflage von wöchentlich 800'000 Exemplaren die grösste Frauenzeitschrift des europäischen Kontinents) an die 3'000 begeisterte Briefe allein aus Deutschland.

sicht bekommt einen ernsten, verträumten Ausdruck. «Bestimmt werde ich mich einmal verlieben. Doch bis jetzt bin ich das kleine Mädchen von früher geblieben. Wie früher denke ich an nichts anderes als an die Poesie und die Musik und an meine Nächsten. Das füllt vorläufig mein Herz noch vollständig aus. Meine Kameradinnen bestürmen mich öfters: 'Du Minou, sag, bist du immer noch nicht verliebt?' Und sie beschreiben mir die Männer, für die sie schwärmen. Eine Freundin sagte mit Überzeugung: 'Mein Mann muss gross sein, breite Schultern, braune Augen und schwarze Haare haben'. Sie heiratete einen kleinen Mann mit schmalen Schultern, blauen Augen und dünnem blondem Haar. Ich bekomme viele Heiratsanträge aus Amerika, England, Deutschland, Italien, Österreich. Ich lache immer. Die Amerikaner schicken meistens ein Telegramm: 'Ich bin Fussball-Rugby- oder Boxchampion, ich verdiene soundsovielle Dollars, ich bin soundso gross, wiege soundsoviel. Erbitte umgehende Angaben Ihrer

Körpergrösse und Ihrer sonstigen Masse: Taille, Hüften, Brust. Mit wie viel Monatsgeld geben Sie sich zufrieden?' Die Engländer telegrafieren nicht, sie schreiben und fragen: 'Können Sie kochen?' Einer schlug vor: 'Ich komme im Juli dieses Jahres, um Sie kennenzulernen. Im Juli nächsten Jahres komme ich, um Sie zu heiraten'. Die Briefe aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien stecken meistens voller Poesie. Doch auch sie haben bis heute mein Blut noch nicht in Wallung gebracht».

«Im Spital muss man das grosse menschliche Abenteuer voll ermassen, denn das Leiden entkleidet die Kranken und kristallisiert ihre wahre Persönlichkeit. Die einen sind mit Licht umgeben, die andern mit tiefem Schatten».

Minou Drouet lacht wieder wie ein kleines Mädchen: frisch, unbekümmert. Ich frage sie, ob sie sich ein Bild, vielleicht ein verschwommenes, von Ihrem einstigen

Bräutigam mache. Sie schaut mich an, überlegt lange. Dann sagt sie: «Mein künftiger Mann muss gut sein, offene, aufrichtige Augen haben. Er soll 35 oder etwas älter sein. Am wichtigsten aber sind mir seine Augen. In den Augen widerspiegelt sich die Seele».

«Warum schreiben Sie?»

«Weil ich den Kopf voller Dinge habe, die singen. Mein Kopf gleicht, wenn Sie wollen, einem vollen Korb. Ich muss ihn leeren».

«Wie sehen Sie Ihre literarische Zukunft?»

«Ich hoffe, noch viele Gedichte, Erzählungen, Novellen und Chansons verfassen zu können. Soeben habe ich einen Roman beendet. Er heisst *«Le Rouge et le Blanc»* (Rot und Weiss). Er hat nichts gemein mit Stendhals Werk *«Le Rouge et le Noir»*. Ich habe darin niedergeschrieben, was ich als Krankenschwester zu fühlen und zu sehen bekam. Er wird demnächst herauskommen».

«Sind Sie immer noch Krankenschwester?»

«Gegenwärtig widme ich mich von Zeit zu Zeit bei Monthléry (südlich von Paris) Nervenkranken. Es sind dort hauptsächlich Leute, die trotz ihrem vielen Geld oder gerade wegen ihrem vielen Geld neurasthenisch geworden sind. Wenn ich ihnen ein paar Strahlen der Sonne, die ich in meinem Herzen trage, schenken kann, bin ich glücklich».

«Katzen lieben Musik!»

Eine Siamkatze, die Freude von Mutter und Tochter, springt Minou auf den Schoss. Frau Drouet fragt mich: «Wussten Sie, dass man in Frankreich die Katze auch «Mi-

nou» tauft? Weil Minou die Katzen so gern hat, nenne ich sie so. Ihr eigentlicher Name ist Marie-Noèle. Doch für mich und die Welt heisst sie nur noch Minou. Die Katzen vergelten ihr übrigens die Liebe, die sie ihnen schenkt. Vor ein paar Jahren waren die beiden Siamkatzen eines befreundeten Ehepaars krank. Der Tierarzt verschrieb Zäpfchen, aber die Katzen liessen sich nicht einfangen. Am Abend kam Minou zu Besuch. Als sie ihre Gitarre hervorholte, wurde sie von meinen Freunden gebeten, den kranken Katzen zuliebe nicht zu spielen, denn Musik würde sie, wie schon öfter festgestellt, erschrecken. Im Gegenteil, meinte Minou, «Katzen lieben Musik». Sie ergriff die Gitarre, setzte sich auf den Boden und begann zu musizieren. Da krochen die Katzen aus ihrem Versteck hervor, streckten sich neben Minou wohligh aus und liessen die Behandlung ruhig über sich ergehen.»

Nicht nur auf Katzen, auch auf andere Tiere hat Minou einen sehr starken Einfluss. «Einmal lud uns ein indischer Prinz in seine Pariser Residenz ein. An der Mauer des Speisesaals war ein Falke festgekettet. Warum er nicht frei herumspazieren und -fliegen dürfe? wollte Minou wissen. «Pass auf!» sagte der Prinz. «Dieser Falke ist böse». Minou flehte: «Bitte, lassen Sie mich mit ihm nur fünf Minuten allein». Sie näherte sich dem Vogel, sprach leise und ganz freundlich auf ihn ein, dann löste sie seine Kette. Der Falke flatterte auf ihre Hand und liess sich streicheln. Falken fressen bekanntlich nur rotes Fleisch. Als Minou aber ein Stückchen vom Poulet, das am Abendtisch serviert wurde, in den Mund nahm und es dem Falken mit ihren Zähnen darbot, packte dieser sachte



Minou Drouet zuhause, Rue des Moines Nr. 15, Paris

zu und drückte sogar sein Köpfchen an ihre Wange. Der Prinz traute seinen Augen nicht: «Ich habe schon viele Falken dressiert», sagte er, «aber keiner, nicht einmal der sanftmütigste, hat sich jemals so verhalten. Und dieser Falke ist obendrein noch ein böserartiger!» Eine Frau, die mit uns speiste, protestierte: «Dieses Tier ist gewiss nicht böserartig!» Sie streckte die Hand aus, um den Falken zu streicheln. Sie bedauert ihre Geste heute noch: der Falke durchschnitt ihr nämlich mit seinem scharfen Schnabel den Daumen!»

Ein Stern, der vom Himmel fiel

Minou hat ihre wirklichen Eltern nie gekannt. Sie wurde am 24. Juli 1947 in der Bretagne als blindes Kind geboren und gleich nach der Geburt der Armenpflege von Rennes anvertraut. Die Bretonen behaupten heute, sie sei ein Stern, der vom Himmel gefal-

len ist. Während Monaten bemühte sich die Armenpflege vergeblich: niemand wollte sie adoptieren. Das Kind war vierzehn Monate alt und immer noch blind, als sich eine alleinstehende Frau aus Pouliguen (Bretagne) seiner erbarmte. «Es sah in seinem Bettchen aus wie ein Engel», erzählt mir Mme. Drouet. «Ich war überzeugt, dass es nicht lange leben werde. Ich schwor mir, es während der kurzen Zeit, die es auf unserer Erde verbringen sollte, glücklich zu machen».

Dank einer Augenoperation konnte das Kind mit vier Jahren zum ersten Mal sehen. Frau Drouet hoffte, es werde nun auch aus ihrem halbblöden Zustand, in dem es bis dahin lebte, erwachen. Ihre Hoffnung wurde enttäuscht. Sechsjährig konnte Minou immer noch nicht den Esslöffel halten. Frau Drouet musste ihr das Essen wie einem Säugling eingeben und ihr vor jedem Schlucken zudem noch den Unterkiefer hoch-

drücken. Minou konnte sich auch nicht verständlich machen, immer blickte sie stumm vor sich hin. Sie konnte kaum einen Schritt vor den andern tun. Die Ärzte rieten Frau Drouet, Minou in ein Asyl für unheilbare Kinder abzuschicken. «Denn», sagten sie, «sie wird aus ihrem blöden Zustand nie erwachen». Doch Frau Drouet behielt das Kind bei sich und pflegte und hegte es mit doppelter Liebe. Einmal kam zu ihr eine russische Freundin, die sich sehr auf Astrologie verstand. «Könnten Sie von Minou nicht mal das Horoskop machen?» fragte Mme. Drouet. «Ich möchte gerne wissen, ob es einmal, «Mama» sagen kann». Die Russin kam einen Monat später triumphierend zurück: «Die Kleine, von der alle glauben, sie sei idiotisch, wird eines der ausserordentlichsten Schicksale ihrer Zeit haben und der Poesie einen neuen Impuls geben. Während ihres ganzen Lebens wird sie mit Leidenschaft umgeben sein: die einen werden sie vergöttern, die andern hassen...»

«Es war etwas Wunderbares, jede Note dieser himmlischen Musik war wie eine Schere, welche die Fesseln, die meine Beine, Arme und mein Gehirn gefangen hielten, zerschnitt!»

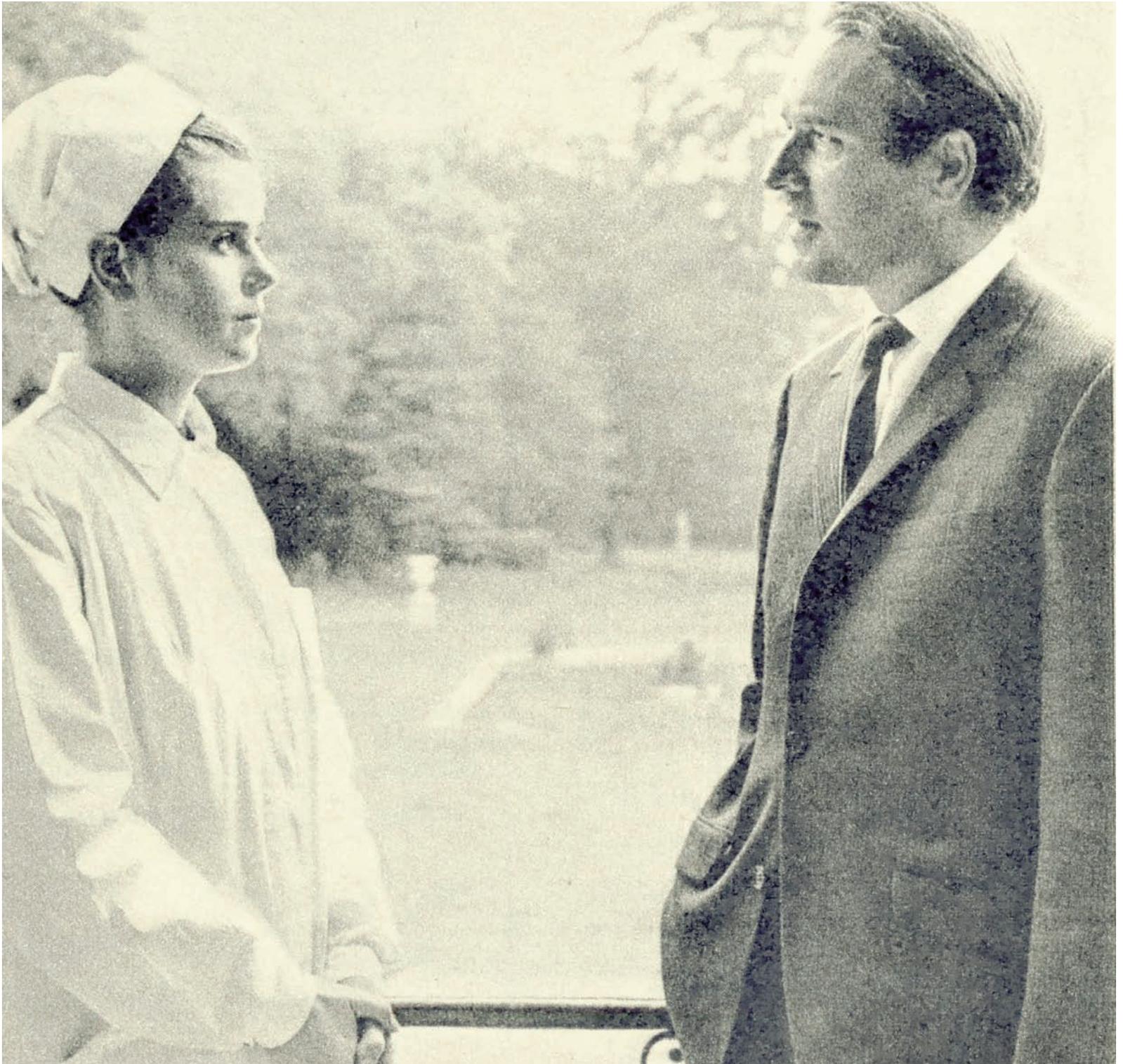
Sechs Monate später befand sich Minou immer noch im gleichen unseligen Zustand. Wenn ihre Mutter sie am Strand von Le Pouliguen vor dem rauschenden Meer in den Sand setzte, fand sie Minou eine Stunde später regungslos am genau gleichen Platz. Die Kinder, die sich zu ihr hinsetzten, beachtete sie gar nicht; ihre traurigen Au-

gen verloren sich in den reitenden Wellen des Meeres. Doch endlich, an einem Frühlingsabend, verwandelte sich Minou plötzlich. «Die Dämmerung war eingebrochen», erzählt Frau Drouet. «Ich hatte das Radio eingestellt: Musik von J.S. Bach erfüllte die Stube. Da schaute mich Minou, die einen Augenblick zuvor noch stumpf vor sich hinbrütete, auf einmal wie gebannt an, ihr Gesicht belebte sich, bekam einen hellen Ausdruck. Sie lauschte beglückt. Als die Musik verklang, sprang sie von ihrem Stuhl und rannte – sie, die doch einen Augenblick zuvor kaum zwei Schritte allein tun konnte – aus der Stube, die Treppe hinunter. Ehe ich mich vor sprachlosem Erstaunen fassen konnte, lief sie schon den Strand entlang. Eine halbe Stunde später kam sie mit fliegendem Atem ins Haus zurück, eilte in die Küche, wo das Nachtessen für die Waschfrau bereitstand, stürzte sich auf die Suppe und verschlang lachenden Gesichts auch noch Brot und Käse. Heute sagt Minou mit Recht: «Der einzige Arzt, der mich heilen konnte, war Bach!»

«Es war etwas Wunderbares», meint Minou zu mir, «jede Note dieser himmlischen Musik war wie eine Schere, welche die Fesseln, die meine Beine, Arme und mein Gehirn gefangen hielten, zerschnitt. Ich fühlte mich plötzlich erlöst. Ein unfassbares, ungestümes Glücksgefühl durchdrang mich...»

«Das kleine Mädchen, das in meinem Kopf tanzt»

Von da an spielte Minou mit den Kindern am Strand, doch sie war immer verträumt und anders als die andern... Sie sprach über Dinge, die ihre



Franz Weber im Gespräch mit Minou Drouet, April 1966

Kameraden und Kameradinnen nicht verstehen konnten oder zu deuten wussten. Und wenn sie ganz allein dem Meer gegenüber sass, war sie am glücklichsten. Einmal kam sie mit verklärtem Gesicht in die Stube und rezitierte ein Gedicht. «Wer hat dir das Gedicht beigebracht?» fragte die

Mutter verwundert. Minou antwortete lachend: «Das kleine Mädchen, das in meinem Kopf tanzt». Tags darauf rezitierte sie das Gedicht abermals, doch zu den gestrigen zwei Strophen hatte sie noch zwei weitere hinzugefügt. «Sag mir jetzt, mit wem hast du dieses Gedicht gelernt?» Minou

schaute die Mutter erstaunt an: «Ich habe es dir ja schon gesagt, Mama: Mit dem kleinen Mädchen, das in meinem Kopf tanzt». Mme. Drouet horchte die Kinder am Strand aus: «Sagt, was habt ihr in der Schule für Gedichte und Fabeln gelernt?» «Le corbeau et le renard» von La Fontaine.

«Von diesem Augenblick an», erzählt mir Minou, «wurde meiner Mutter klar, dass mir poetische Gedanken im Kopf herumspazierten». Mme. Drouet brachte ihr das Lesen und Schreiben bei: «Minou war derart begabt, dass sie in nur 25 Tagen das ganze Alphabet beherrschte und fä-

hig war, ihre ersten Gedanken niederzuschreiben».

Einmal im Monat durfte Minou zum Klavierstudium nach Paris, zur Pianistin Luccette Descaves, die sie sofort vergötterte und mit tief empfundenen Briefen und ihren ersten Gedichten überschüttete. Die Pianistin, von der Schönheit und Originalität der poetischen Ergüsse beeindruckt, reichte sie dem berühmten Schriftsteller Pasteur Valéry-Radot weiter, Mitglied der Französischen Akademie, der skeptisch zu lesen begann, aber nach kurzer Lektüre ausrief: «Welche Ausdruckskraft, das ist ja reine Dichtung!», und die Poetin ein paar Tage später dem grossen Pariser Verleger Julliard vorstellte. Das natürliche, spontane Wesen von Minou Drouet, der tiefe Zauber, der von ihr ausging, nahmen Julliard derart gefangen, dass er das Wunderkind im Einvernehmen mit seiner Gemahlin zu einem längeren Aufenthalt in sein Landhaus einlud. Hier verfasste Minou, damals achtjährig, unter strenger Aufsicht mehrere Gedichte und Briefe, die Julliard dann in einer kleinen Broschüre veröffentlichte und am 25. September 1955 in die Hände der französischen Kritiker legte, gewissermassen als Zeugnis für die Zukunft.

«Ich litt unsäglich unter den bösen Anschuldigungen, denn sie machten meine Mutter krank»

Schon im Oktober erschien in der Pariser Presse eine Reihe von Artikeln. Die einen lobten die seltsame Begabung Minou Drouets, die anderen behaupteten, nicht Minou, sondern ihre Adoptivmutter habe die Gedichte verfasst. Um das Gegenteil zu beweisen, trennte sich Mme. Drou-

et für einige Tage von ihrem Kind. Minou litt sehr unter der Trennung. Die Briefe und Gedichte, die sie während dieser Zeit schrieb, sind von erstaunlicher Schönheit. Doch die Skeptiker blieben skeptisch; es widerstrebte ihnen, an das Wunder zu glauben. Um der Wahrheit auf den Grund zu gehen, lud der Präsident der Société des Auteurs (Autorenverein), Albert Willemetz, Minou zu einem offiziellen Examen vor.

«Der Tag dieses Examens gehört zu den schönsten meines Lebens», gesteht mir Minou. «Ich litt unsäglich unter den bösen Anschuldigungen, denn sie machten meine Mutter krank. Jetzt durfte ich vor der Öffentlichkeit beweisen, dass ich meine Gedichte selber verfasste. Ich durfte meine Mutter verteidigen. Albert Willemetz gab mir zwei Themen zum Auswählen: «Ich bin achtjährig» und «Der Himmel von Paris». Ich wählte den «Himmel von Paris», denn über meine acht Jahre konnte und wollte ich nicht schreiben, weil sie durch die hässliche Pressekampagne verdüstert waren. «Der Himmel von Paris» gehört heute zu meinen berühmtesten Gedichten. Ein paar Wochen später begegnete ich anlässlich einer Veranstaltung einem Kritiker, der an mir kein gutes Haar gelassen hatte. Zu seiner und meiner Mutter Verblüffung umarmte ich ihn spontan. «Aber Minou», schollte Mama, als wir uns von ihm abwandten, «hast du denn nicht gesehen, wer das war?» - «Doch, doch! Ein Kuss wird ihn vielleicht über seine Boshaftigkeit hinweg trösten. Ich bin sicher, dass ihm seine Mutter nie gesagt hat, man dürfe seinen Nächsten nicht weh tun! Wenn man einem Menschen gegenüber, der böse und hart ist, auch böse und hart ist, so nützt das nichts.

Nur mit Güte und Sanftmütigkeit kann man ihn bessern».

«Der Applaus, der einem gezollt wird, ist ergreifend. Mein Herz überbordert immer vor Dankbarkeit. Ich danke den Leuten, dass sie das, was ich ihnen schenke, mit Freude annehmen.»

Nach dem Examen machte sich Minou mit unermüdlichem Fleiss an ihr poetisches Werk. Selbst während der Ferien verzichtete sie nicht auf das Abfassen von Briefen und Gedichten. Zürnte man ihr darob, so sagte sie schlicht: «Wie soll ich anders? Kann man einer Nachtigall das Singen verbieten?» Neunjährig komponierte sie ihre ersten Chansons.

«Ein befreundeter Architekt, der eine Gitarre besass und sich aufs Komponieren verstand, vertonte zum Zeitvertreib mein Gedicht: «Die drei Herbstfeen». Ich fand daran grossen Spass. Mama kaufte mir eine Gitarre und prompt versuchte ich mich im Komponieren. Ich schrieb Chansons, dichtete mit der Gitarre die Musik dazu. Da meine Stimme ganz passabel war, übte ich mich auch im Singen. So konnte ich den Schritt auf die Bühne wagen. Meine Recitals gefielen sehr, dennoch stellte man meine Mutter an den Pranger: «Mme. Drouet zwingt ihr Kind zum Auftreten!» Ich antwortete diesen Spielverderbern immer nur das eine: Man kann ein Kind zur Arbeit, zum Essen der Suppe, die es nicht mag, zwingen, aber nicht zum Auftreten auf einer Bühne. Der Wille zum Recital muss das Kind beseelen. Der unmittelbare Kontakt mit dem Publikum ist etwas Berausches. Wenn ich am Radio oder vor dem Bildschirm spreche oder singe, vermisse ich immer die



Minou Drouet, Krankenschwester im Schloss von Villebouzin, das in eine Nervenheilstätte umgewandelt wurde.

menschliche Wärme, die man auf der Bühne fühlt. Der Applaus, der einem gezollt wird, ist ergreifend. Mein Herz überbordert immer vor Dankbarkeit. Ich danke den Leuten, dass sie das, was ich ihnen schenke, mit Freude annehmen.

«Ich bin nur ein Ohr im Dienste eines Mythos»

Jede Kritik, wenn sie böse ist, macht mich unglücklich, denn das Böse ist mir fremd. Als ich neunjährig für einen Modeschöpfer Kleider für Kinder zeichnete und die fertigen Modelle dann an einer Schau vorführte, wurden ich und meine Mutter scharf angegriffen: «Ist es nicht ein Skandal, sich in diesem Alter als Mannequin abzuscheiden!» Sagen Sie mir: welches kleine Mädchen würde nicht mit Vergnügen einmal im Jahr während zwei Stunden ein paar Kindermodelle präsentieren, wenn es nachher, wie ich, die gezeigten Modelle

behalten darf? Sie sehen: das Leben eines Wunderkindes ist nicht leicht. Zuhause unterschied ich mich nie von irgendeinem andern gut erzogenen Mädchen. Mami sagte mir immer, dass Bescheidenheit die höchste Tugend sei, dass ich vom Himmel mehr Gaben bekommen habe als andere Kinder, also müsse ich auch mehr geben als sie. Alle Gnaden muss man verdienen. Ich habe mir nie etwas eingebildet und werde mir auch nie etwas einbilden: ich bin nur ein Ohr im Dienst eines Mythos. Wenn mich heute Vertreter der verschiedensten Religionen aufsuchen und mich um Rat fragen, bin ich zuerst immer verblüfft, verwirrt. Ich sage mir immer: diese Leute müssen doch tausendmal mehr verstehen als ich, warum kommen sie zu mir?»

«Der Tod ist etwas Schönes.

Er ist wie eine schöne,

**lange Reise. Das Leben ist nur eine
Etappe auf dieser Reise.»**

Bei einer Privataudienz in Rom schaute Papst Pius XII die damals neunjährige Minou lange an, dann sagte er zu ihr: «Du hast mir viel gegeben. Ich danke Gott, dass ich dir begegnen durfte». Bevor sich der Papst von ihr verabschiedete, lud er sie zu einem neuen Besuch im kommenden Jahr ein. Minou antwortete erstaunt: «Das ist doch nicht möglich!» «Warum, mein Kind?» fragte der Papst. Minou: Weil Sie nächstes Jahr bereits im Himmel sind».

«Der Papst machte auf mich einen sehr starken Eindruck. Es ging von ihm ein inneres Feuer aus. Auch der Patriarch von Libanon bereicherte mich seelisch und auch der Pianist Yves Nat. Jedes Mal, wenn ich dessen Spiel lauschte, fühlte ich

mich in einer höheren Wirklichkeit».

Ebenfalls sehr tief ins Herz geschlossen hatte Minou den Schriftsteller Francis de Miomandre, denn sie fühlte, dass dieser sie nötig hatte. Ehe sie mit ihrer Mutter in die Ferien abreiste, ging sie nochmals zu ihm und sagte ihm «adieu». Miomandre war bestürzt: «Warum sagst du mir, adieu und nicht «auf Wiedersehen»? Glaubst du, ich werde den Sommer nicht überleben?» - «Der Tod ist nichts Schlimmes», antwortete Minou. «Nur eine kleine Formalität. Bevor Sie sterben, werde ich Sie in ein wunderbares Land führen, wo herrliche Blumen wachsen und wo es Bäume gibt, die Sie in Ihrem Leben noch nie gesehen haben». «Minou hat ihr Versprechen gehalten», sagte der Schriftsteller einen Monat später zur Schwester, die ihn pflegte. «Sie ist gekommen, um mich in das wunderschöne Land mit den wunderschönen Bäumen zu führen». Mit Freudentränen beschrieb er die Landschaft in allen Einzelheiten. Als er starb, lag in seinem Gesicht ein Lächeln.

**«Hier ging ein kleines Mädchen
vorbei, das nur auf der Erde
war, um die andern zu lieben»**

«Der Tod ist etwas Schönes», sagt Minou. «Ich kann nicht verstehen, warum sich die meisten Menschen vor ihm fürchten. Er ist wie eine schöne, lange Reise. Das Leben ist nur eine Etappe auf dieser Reise. Wenn ich einmal zur Weiterreise aufbreche, soll man mir zum Abschied keine Blumen und Kränze stiften. Auch will ich keine Ansprachen. Auf dem Grabstein soll anstelle meines Namens oder eines Spruchs nur stehen: «Hier ging ein kleines Mäd-

chen vorbei, das nur auf der Erde war, um die andern zu lieben». Das Leben verliert seinen wahren Sinn, wenn man die andern nicht liebt, also nicht ständig versucht, ihnen zu helfen. Da die Kranken unsere Liebe besonders nötig haben, betätige ich mich von Zeit zu Zeit als Krankenschwester. Mit Trauer musste ich oft feststellen, dass die meisten Krankenschwestern ihrer seelischen Aufgabe nicht gewachsen sind. Sie erweisen sich lediglich als Verteiler von Thermometern und Näpfchen; es fehlt ihnen die menschliche Wärme. Sie kommen mir vor wie Chewinggum-Automaten. Man muss als Krankenschwester den Patienten aufmuntern, wenn nötig seine Hand halten, ihm seine Krankheit erklären. Zwischen Krankenschwester und Patient darf keine Mauer

sein. «Bleiben sie bei mir», bat mich eine Frau, die operiert werden sollte. «Bleiben Sie bei mir, bis man mich holt. Wenn Sie bei mir sind, habe ich keine Angst mehr». In einem Spital, wo ich während ein paar Wochen aushalf, warfen mir die Krankenschwestern immer vor, ich verlöre meine Zeit am Bett der Kranken. Solche Vorwürfe verblüfften, entsetzten mich. Man verliert doch seine Zeit nicht, wenn man einem Patienten seelisch beisteht, im Gegenteil: man gewinnt sie. Gewiss, manche Patienten machen den Krankenschwestern die Pflege zur Hölle. Doch wenn man diese Patienten mit Güte behandelt, werden sie mit der Zeit auch gut und ruhig. Wenn eine Krankenschwester in ihrem Beruf nicht aufgeht, soll sie zum Wohl der Kranken einen andern wählen». ■ Franz Weber, 1966



*A propos Krankendienst sagt Minou:
«Im Spital muss man das grosse menschliche Abenteuer voll ermassen, denn das Leiden entkleidet die Kranken und kristallisiert ihre wahre Persönlichkeit. Die einen sind mit Licht umgeben, die andern mit tiefem Schatten».*



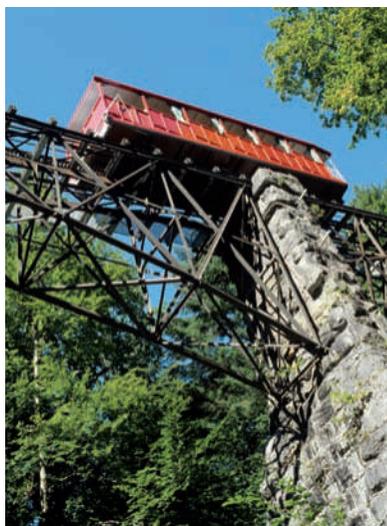
Grandhotel Giessbach

BRIENZ



Das herrlichste Kleinod im Juwelenkranz des Berner Oberlands ist der Giessbach.
Besuchen Sie es!

Durchatmen - Auftanken



Geniessen Sie einen Kurzaufenthalt im Giessbach in einem unserer schönen Zimmer mit Aussicht auf den See oder den Wasserfall.

Bei Anreise erwartet Sie Champagner im Zimmer und in einem unserer Restaurants ist ein mehrgängiges Dinner für Sie reserviert. Für den Ausflug zum Brienersee steht unsere Giessbach-Standseilbahn kostenlos zur Verfügung.

CHF 250.- pro Person für eine Nacht. Inkl. Kurtaxe und Mehrwertsteuer. Kein Aufpreis für Einzelzimmer!

Gültig: September und Oktober 2012.

Anreisetage: Sonntag bis Donnerstag, ohne Feiertage.

Saisonende: 21. Oktober 2012

GRANDHOTEL GIESSBACH****

CH-3855 Brienz Tel. +41 (0)33 952 25 25 Fax +41 (0)33 952 25 30
grandhotel@giessbach.ch www.giessbach.ch

swiss
historic
hotels